Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig •


Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Fischotter des Königs Sobieski“ von
A. D. Borum. (S. 90)
Originalzeichnung von G. Adolf Closs.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Dritter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

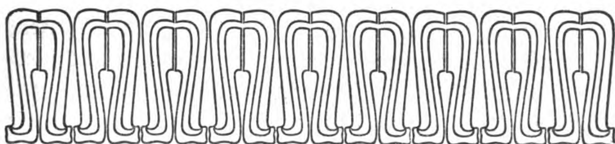
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Am 21. August hielt gegen Mittag ein Wagen vor dem Konak. Es entstieg ihm Frau Gerald, die in einer silbergrauen Seidentoilette reizend aussah.

Das fand nicht nur der junge Offizier, welcher an diesem Tage die Palastwache hatte, das fanden auch die anderen Leute, welche Lavinia aus dem Wagen steigen sahen. Und einem, der ganz zufällig soeben oben ans Fenster trat, als die Equipage anhielt, gab es dabei einen Ruck durch Leib und Seele.

Dieser eine war der König.

Einen Augenblick lang wußte er nicht, was tun, dann lächelte er und ging zu seinem Schreibtisch, woselbst er auf eine silberne Glocke drückte.

„Sadramowitsch soll kommen!" rief er dem eintretenden Kammerdiener entgegen.

Fünf Minuten später verbeugte sich Nikifor, welchen man rasch aus der Hofkanzlei herbeigeholt hatte, vor dem König.

Dieser stand am Fenster und bewachte mit glänzenden Augen die Equipage, welche die geliebte Frau hierher gebracht hatte, leider nicht zu ihm — o nein, zur Königin, aber doch in seine Nähe.

Und noch eines wußte er: Natalie war kurz zuvor mit Sascha ausgefahren.

„Zuweilen hat man doch Glück," dachte Milan, da eben trat Sadramowitsch herein.

Der König lächelte diesem heiter zu, dann winkte er ihn heran und deutete auf den Wagen. „Sie kennen doch dieses Gefährt?" fragte er.

„Majestät — der Mann auf dem Bocke ist Nanu, meiner Tante Bogumitsch Diener."

„Aber nicht Ihre Tante befindet sich im Konak?"

„Nein, meine Schwester."

„Aber die Königin ist nicht zu Hause, und somit ist Frau Gerald umsonst gekommen. Wenn ihre Angelegenheit dringlich ist, täte mir es leid, wenn Frau Gerald umsonst gekommen wäre, darum ersuche ich Sie, Ihre Frau Schwester zu mir zu führen."

Nikifor ging. Aber als die Tür sich zwischen dem König und ihm befand, verlor sich der Zug dienstlichen Ernstes und dienstlicher Ergebenheit aus Nikifors Gesicht, und ein Lächeln spielte um seinen Mund.

Der Kammerdiener, welcher im Vorgemach saß und der wie die meisten Höflinge — und Kammerdiener sind ja auch Höflinge — für Nüancen ein feines Verständnis besaß, wunderte sich über die Veränderung in den Mienen des jüngsten Günstlings seines Herrn. Aber er wunderte sich nicht mehr darüber, als Sadramowitsch mit Frau Gerald zurückkehrte.

Jetzt verstand er dessen Lächeln, und er lächelte ebenfalls in aller Ehrerbietigkeit recht freundlich. Er beeilte sich, die Ankunft der Geschwister dem König zu

melden, dann zog er sich, immer noch lächelnd, auf seinen Posten zurück.

„Majestät — meine Schwester!“ sagte Nikifor, die ein wenig Steife mit einem unzufriedenen Blick streifend.

Lavinia hatte ihm nämlich auf dem kurzen Weg von dem Vorzimmer der Königin bis zu demjenigen des Königs ihre Mißbilligung bezüglich seines Hierseins und ihre Verwunderung über seine Beförderung ausgesprochen.

„Glaubst du denn, daß ich meine, der König habe mir deshalb seine Huld zugewendet, weil ich ein altes Weib aus den Flammen holte?“ hatte er ihr geantwortet. „Ich hätte alle alten Weiber Serbiens retten können, er würde keinen Finger gerührt haben, wenn ich nicht — dein Bruder wäre.“

Lavinia biß die Zähne zusammen. Zu einer anderen Antwort hatte sie keine Zeit mehr, denn schon hatte Nikifor ihr mit übertriebener Galanterie die Tür zu des Königs Gemach geöffnet. Und nun verneigte sie sich vor Milan und sah ernst und kühl in seine strahlenden Augen.

„Madame,“ begann er, auf Nikifor weisend, lebhaft, „ist es mir gelungen, Ihnen eine Freude zu bereiten?“

Lavinia blieb steif. Sehr kühl sagte sie: „Ich danke für die Huld, mit welcher Eure Majestät meinen Bruder überschütteten, und ich wünsche, daß er sich derselben würdig macht. — Aber, Majestät verzeihen, Freude macht mir diese Beförderung nicht, sie bringt mich im Gegenteil in eine große Unruhe, denn ich fürchte“ — sie hielt inne. Eine flüchtige Röte überzog ihr Gesicht. Dann fuhr sie ein wenig verwirrt fort: „daß mein Bruder —“

Frau Gerald hielt wieder ein. Offenbar hatte sie

den begonnenen Satz anders, als sie zuerst gewollt, weitergeführt.

„Was befürchten Sie denn, Madame?" fragte Milan verstimmt.

„Nikifor hat sich noch überall sehr bald unmöglich gemacht!"

Sadramowitsch, bleich vor Wut, ballte die Hände.

Lavinia aber, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, fuhr fort: „Majestät — das mußte ich sagen, denn ich will keinen Teil haben an der so merkwürdigen Beförderung meines Bruders."

„Sadramowitsch, lassen Sie uns allein!" befahl Milan ziemlich ungnädig.

Nikifor machte seine Verbeugung und ging. Nur Lavinia bemerkte den bösen Blick, mit dem er sie im Vorbeigehen streifte.

„Madame," sagte der König, sie zu einem Sessel geleitend, „ich bin gekränkt durch Ihre Worte."

„O Majestät!"

„Doch! Wenn man jemand, noch dazu jemand, an dessen Meinung einem sehr viel liegt, eine Freude bereiten will und man bereitet ihm nur Ärger, und er läßt einen erraten, daß ihm die beabsichtigte Freundlichkeit widerwärtig ist, so tut einem dies doch selbstverständlich weh."

„Majestät irren. Wie könnte mir die Güte, welche Sie für mich haben, widerwärtig sein? Ganz im Gegenteil, ich schätze die Huld meines Königs sehr hoch. Widerwärtig ist mir nur die Deutung, welche andere den Auszeichnungen geben, die mir durch Eure Majestät ganz unverdienterweise zu teil werden."

„Unverdient? Nicht doch, Madame. Sie sind eine Sadramowitsch. Ihr Vater war ein treuer Diener meines Oheims."

„Er diente auch noch unter Eurer Majestät.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß man Jovan Sadramowitsch, der seinem Vaterlande wirklich treu diente, immer übersehen hat. Ich sehe jetzt seinen Geist lächeln, fein ironisch lächeln, wie mein Vater so oft im Leben gelächelt hat, wenn er die Leute durchschaute.“

Milan, mit entzückten Augen Lavinias liebliche Schönheit studierend und dem Wohllaut ihrer Stimme lauschend, bemerkte nicht sogleich, daß sie verlegen innehielt. Erst nach einer guten Weile, während deren ihre Verlegenheit noch wuchs, sagte er träumerisch: „Reden Sie doch weiter! Ihr Vater durchschaute also die Leute?“

Jetzt hatte Lavinia ihre Fassung schon wieder zurückgewonnen. Auch sie lächelte ironisch, als sie weiterredete: „Ja. Er durchschaute die Menschen, was ja nicht immer gar so schwierig ist. An Ihrem Hofe, Majestät, glauben wenigstens etliche Leute, daß auch Sie diese Kunst verstehen. Gestern abend langten wir aus Nisch hier an, und heute, vor der üblichen Zeit noch, erhielten wir Besuch, durch welchen wir erfuhren, was sich seit unserer Abwesenheit zugetragen hat. Dieser Bericht war mit allerlei recht durchsichtigen Bemerkungen durchflochten, so daß, was mir Freude hätte sein können, mir zum Leid geworden ist.“

„Wer hat es gewagt?“ fuhr der König auf.

„Augen und Ohren und eine Zunge zu haben?“ fiel Lavinia ironisch ein. „O Majestät, diesen Besitz können Sie niemand nehmen, und weil es so ist, sehe ich, wie ich schon vorhin bemerkte, meines Vaters Geist ironisch lächelnd auf uns niederschauen und höre seine klare, angenehme Stimme sagen: „Merkwürdig bleibt es immerhin, daß des Vaters vorhandene und des

Sohnes nicht vorhandene Verdienste jetzt plötzlich um der Tochter und Schwester willen anerkannt und belohnt werden!“

Lavinia schaute bei diesen Worten ihren königlichen Bewunderer mit unverhohlenem Spott an.

Ihre Worte und ihr Blick trieben denn auch das Blut in seine Wangen. Er wußte nicht sogleich, was er antworten solle. Endlich sagte er unsicheren Tones: „Ist es denn nicht besser, spät als gar nicht Verdienste zu belohnen?“

Frau Gerald lachte kurz auf. „Nein, Majestät,“ entgegnete sie bitter, „wenn diese Belohnung mit dem guten Ruf einer Frau bezahlt werden muß, dann ist es besser, daß sie unterbleibt. — Auch das mußte ich Eurer Majestät sagen,“ fuhr sie tief aufatmend fort, „und zu diesem Zwecke hätte ich mir ja jedenfalls Ihr Gehör erbeten, wenn auch nicht gerade heute.“

Milan erhob sich und ging ein paarmal rasch durch das Zimmer. Dann blieb er vor ihr stehen. „Was wollten Sie denn heute bei der Königin?“ fragte er.

„Ich wollte Ihrer Majestät eine Bitte vortragen.“

„Die nur sie gewähren kann?“

„Deren Erfüllung ich mir nur von ihr gewähren lasse.“

„Darf ich nicht einmal wissen, um was es sich handelt?“

„Es ist kein Geheimnis. Ich wollte Ihre Majestät, welche mir gestattet hat, ohne viele Zeremonien mich bei ihr anmelden zu dürfen, auf kürzestem Wege um die Patronanz bei einer Festlichkeit ersuchen, die meine Tante und ich zu Gunsten der Dörfler veranstalten möchten, welche letzthin abgebrannt sind. Bei der Herfahrt konnten wir einen Blick auf das arme Dorf tun, und da faßten wir den Plan.“

„Ein schöner Plan! Die Königin wird ihn sicherlich unterstützen. Wann soll das Fest sein?“

„Morgen abend.“

„O! — Ist das Ihr Gedanke gewesen?“

„Ja, Sire, mein Gedanke. Ich bin nämlich in Amerika praktisch geworden. Erstens wird morgen abend anläßlich des Geburtsfestes Eurer Majestät die Stadt illuminiert sein, und zweitens werden aus diesem frohen Anlasse auch eine Menge Persönlichkeiten, die wir sehr gut brauchen können, aus ihren Sommerfrischen nach Belgrad kommen.“

Milan war sichtlich verstimmt. „Also nur aus praktischen Gründen haben Sie den Zweiundzwanzigsten zu Ihrem Feste bestimmt! Sie geben und nehmen mit einer Hand, und ich dachte einen Augenblick lang —“

„Was denn, Sire? Daß ich etwas Schwärmerisches tun wolle?“ Frau Gerald lächelte ironisch.

Milan seufzte. „Sie sind ungewöhnlich wahrheitsliebend, Madame!“

Lavinia zuckte leicht die Achseln und fuhr dann, ganz von ihrem Vorhaben erfüllt, lebhaft fort: „Wenn die Königin es uns erwirkt, daß wir die Terazia für morgen abend mit Buden besetzen dürfen, könnten wir, die Gunst des Himmels vorausgesetzt, dort unter den herrlichen Bäumen eine italienische Nacht arrangieren. Zu Ehren Ihrer Majestät würde es eine Florentiner Nacht*) werden. Die Trachten der Bäuerinnen aus der Umgebung von Florenz sind nämlich ebenso leicht hergestellt als hübsch, so daß unsere jungen Damen ebenso rasch die Idee verwirklichen werden, als man sie ihnen mitteilen wird.“

Milan nickte Frau Gerald zu. „Die Terazia wird

*) Natalie wurde in Florenz geboren.

zu Ihrer Verfügung sein, und daß die Königin dieses schöne Fest protegieren wird, dafür stehe ich Ihnen auch ein. Sie wird schon aus einem ganz bestimmten Grunde dafür sein."

„Aus welchem Grunde?" fragte Lavinia verwundert, denn sie sah Milan spöttisch lächeln.

„Nun, am dreiundzwanzigsten August wird, wie die serbischen Zeitungen morgen berichten werden, die königliche Familie der Eröffnung der Zweigbahn Lapowo—Kragujewatz beiwohnen, und natürlich werden von der Königin und mir etliche uns besonders werte Persönlichkeiten eingeladen, dieser Streckeneröffnung ebenfalls beizuwohnen. Da habe ich denn auch den Namen der Oberstin Katharina Bogumitsch, den ihrer Nichte, Frau Lavinia Gerald, sowie den Deronges auf die Liste der Einzuladenden gesetzt."

Lavinia erhob den Kopf sehr hoch. „Nun und — Sire?"

Milan antwortete ein bißchen urwüchsig: „Und daß Sie aus irgend einem Grunde nicht mitkommen werden, wird Natalien ganz recht sein; denn wenn sie Ihre Gesellschaft noch so gern für sich allein hat, wenn ich dabei bin, verzichtet sie ebenso gern darauf. Sie kann es nicht ertragen, mich neben so reizenden Frauen zu sehen."

Frau Gerald entgegnete sehr kühl: „Es täte mir leid, wenn Majestät in Bezug auf mich recht hätten, denn das Wohlwollen der Königin bedeutet mir sehr viel."

„Es ist so, wie ich sagte!" beharrte Milan auf seinen Worten. „Natalie ist Ihnen sehr gewogen, aber — — Wollen Sie schon gehen?"

Lavinia hatte sich erhoben. „Ich habe ja nun meine Bitte angebracht, und die Königin wird wahr-

scheinlich die Gnade haben, mich am Nachmittag zu empfangen."

„Sie wird also das Glück haben, Sie heute noch bei sich zu sehen?"

„Sire!"

„Das Glück — ich wiederhole es, denn für mich ist Ihre Gegenwart ein Glück. O — weichen Sie nicht vor mir zurück. Ich wage ja nicht einmal, Ihre Hand zu ergreifen, Sie sind mir, was mir noch nie ein Weib war, Sie sind mir eine Heilige! Glauben Sie mir, daß ich noch nie vorher empfunden habe, was ich für Sie empfinde. Ich werde Sie zu mir empor —"

„Sire, nicht weiter! Es wäre nutzlos. Ich dachte, während Sie so zu mir sprachen, nur an die Frau, die Sie freiwillig erwählten, und der, wenigstens durch mich, kein Unrecht geschehen soll."

„Und an mich dachten Sie nicht? Ich bin Ihnen also ganz gleichgültig?"

Aus Milans Augen schaute wirklicher Schmerz.

„Mein König wird mir niemals gleichgültig sein," erwiderte Lavinia ernst.

„Lavinia!"

„Sire!"

„Das Leben ohne Sie — —"

„Majestät, wie soll ich an die Echtheit einer Liebe glauben können, die schon so oft —"

„Lavinia!"

„Sire — man pocht!"

Milan hatte seine Überlegung so ziemlich eingebüßt, aber ein flehender und zugleich stolzer Blick des Weibes, das er wirklich liebte, gab ihm seine Ruhe so weit wieder, um einzusehen, wie sehr er sie kompromittiere, wenn er dem Einlaßbegehrenden nicht sofort zu Willen sei.

Da ging er denn selber zur Tür und öffnete. „Was soll es?“ fuhr er den Draußenstehenden an.

Er meinte, es müsse sein Kammerdiener sein, allein dieser lehnte in der Fensternische des Vorzimmers. Dicht vor dem König aber stand ein schlanker, sehniger Mann in der Mitte der Vierzig, der sehr ernst aussah.

„Franassowitsch — Sie! Und so ernst? Was haben Sie mir denn zu sagen?“

Milan trat in das Zimmer zurück, und Franassowitsch, sein derzeitiger Minister des Äußern, eine sehr geachtete Persönlichkeit, folgte ihm. Ein scharfer Blick, den der Minister zu Frau Gerald hinübersandte und eine flüchtige, eine viel zu flüchtige Verbeugung, welche die Dame erbleichen ließ, und Lavinia war seinerseits abgetan.

„Also, was bringen Sie?“ drängte ihn der König.

„Majestät,“ sagte Franassowitsch ernst und ein wenig heiser, „in der verwichenen Nacht wurde der Fürst von Bulgarien von Meuterern überfallen und gezwungen, der Herrschaft zu entsagen.“

Milan griff nach der Lehne des nächsten Sessels. Es schwindelte ihm. Blitzschnell bedachte er, daß das, was seinem Nachbarn geschehen war, ihm stündlich auch geschehen konnte, denn gerade vom Throne Serbiens war noch keiner auf normale Weise heruntergestiegen. Kein Wunder also, daß Milan Obrenowitsch von der Nachricht, welche Franassowitsch ihm gebracht hatte, bis in das Innerste seiner Seele erschüttert war.

Alexander von Bulgarien abgesetzt, der Sieger, dem seine Untertanen bei Pirot und Slivnitza zugejubelt hatten, der war heute abgesetzt!

Milan konnte sich nicht sogleich fassen. Sogar Lavinia, die noch immer in der Mitte des Zimmers stand, war jetzt von ihm vergessen.

Aber nur etliche Augenblicke lang kam ihm das Bewußtsein ihrer Anwesenheit abhanden. Als sie sich, die selber wie erstarrt war, ein wenig regte, hefteten sich seine Augen wieder auf sie.

Franassowitsch, der ihn scharf beobachtete, sah recht wohl, welchen Einfluß Frau Gerald auf den König hatte, wie dessen Augen voll Leidenschaft auf ihr ruhten, und wie dabei sein eben noch schreckenstarres Gesicht sich wieder belebte. Er schaute sonderbar lächelnd auf den König und dann auf Lavinia.

Ihr wunderschönes Antlitz war totenblaß. Ihre Augen hingen mit ernstem, gespanntem Ausdruck nicht an dem König, sondern an des Ministers Gesicht.

Und diesem ging plötzlich ein Verständnis für diese Frau auf, denn gar deutlich schaute ihn aus ihren Augen eine reine Seele an.

„Majestät, erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen,“ sagte Lavinia und versank auch schon im Hofknicks.

Als sie sich wieder aufrichtete, griff sie, von einem Schwindel erfaßt, nach der Lehne des Stuhles, neben dem sie stand. Man sah es ihr deutlich an, daß ihr die Kräfte schwanden.

„Madame!“ sagte Franassowitsch besorgt.

„Lavinia!“ schrie Milan und stürzte auf sie zu.

Da gewann die junge Frau rasch ihre Kraft zurück. Mit flammenden Augen richtete sie sich hoch auf und sagte voll eisiger Ruhe: „Majestät, ich habe es Ihnen soeben erklärt, daß ich für Sie immer nur Frau Gerald sein werde.“

Milan erblaßte. In seinen Augen flackerte der Zorn. Er wollte etwas entgegnen, kam jedoch nicht mehr dazu, denn rasch war Lavinia aus dem Zimmer gegangen.

Franassowitsch beeilte sich, sie zu geleiten, ihr höflich

die Tür zu öffnen, und die Verbeugung, mit der er sich von ihr empfahl, war jetzt tief und respektvoll.

Dennoch war sie froh, als sie das königliche Schloß im Rücken hatte.

Von des Königs Arbeitszimmer aber schauten ihr zwei heiße Augen nach.

Franassowitsch, der am Schreibtische lehnte, mußte ziemlich lang warten, bis Milan wieder dorthin zurückkehrte, und als er es tat, waren seine Gedanken sichtlich nicht bei dem vertriebenen Bulgarenfürsten, sondern bei der schönen Frau, die ihn soeben verlassen hatte. Er sah ganz träumerisch vor sich hin, während Franassowitsch über das Ereignis im Nachbarstaate redete; so träumerisch sah der König aus, daß sein Minister schließlich wie Frau Gerald tat: er empfahl sich und ging.

„Lassen Sie es mich sogleich wissen, wenn neue Nachrichten eintreffen," rief Milan ihm nach, denn seines treuesten Getreuen Unzufriedenheit mit ihm war ihm plötzlich peinlich zum Bewußtsein gekommen.

Der Ruf hatte Franassowitsch gerade noch an der Tür erreicht. Er wandte sich noch einmal voll dem König zu und verneigte sich noch einmal, dann war Milan allein.

Eine große Unruhe erfüllte ihn. Gar mancherlei Gedanken regten sich in seinem Kopfe. Er mußte daran denken, daß Franassowitsch ihm heute morgen ganz intim die Mitteilung gemacht hatte, daß die Königin, was nunmehr zweifellos erwiesen war, mit einigen Milan feindlichen Parteiführern in Korrespondenz stehe, ja sogar während ihres letzten Aufenthaltes in Nisch persönlich mit einem als revolutionär gesinnten Manne gesprochen habe.

Er dachte auch daran, daß Natalie sich jetzt viel öfter als sonst dem Volke zeigte, welches seiner schönen

Königin weit lebhaftere Sympathiekundgebungen bereitete als ihm, der seit den Tagen von Slivnitza sehr in der Gunst seiner Untertanen gesunken war.

An all dieses Häßliche mußte er denken, es vergällte ihm schon lange das Leben. Aber seit Lavinia da war, hatte er alles andere vergessen, dachte er nur an die Möglichkeit, daß ihm das große Glück, nach welchem er sich immer so glühend gesehnt hatte, doch noch erblühen könne, sah er eine andere, eine wunderschöne Zukunft vor sich, eine Zukunft, in welcher dieses reizvolle, stolze Weib neben ihm auf dem Throne sitzen würde. Ach! Endlich, endlich hatte er die Liebe, die große, einzige, echte Liebe kennen gelernt, jene Liebe, die den ganzen Menschen adelt, die seine Seele erhebt, sie gänzlich ausfüllt.

Er sah nur noch Lavinia vor sich, breitete die Arme aus und sagte tief aufatmend: „Und sie wird, sie muß doch noch Königin werden!"

— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag fuhr Lavinia Geralds Wagen noch einmal am Konak vor. Diesmal war die junge Frau von ihrer Verwandten, der verwitweten Oberstin Bogumitsch, begleitet.

Beide Damen begaben sich zur Königin. Frau Bogumitsch war eine Freundin von Nataliens Mutter gewesen und als solche von der Königin stets gern gesehen.

Natalie kam den beiden Damen auf das herzlichste entgegen. „Ich hörte bereits, weshalb Sie, liebe Frau Gerald, heute hier gewesen sind. Ich bin entzückt von Ihrer Idee, meine Damen, und bedaure nur, daß durch meine Ausfahrt die Sache verzögert worden ist."

Mit diesen Worten leitete Natalie die Beratung ein, welche dann sehr lebhaft weitergeführt wurde.

Es blieb bei der Florentiner Nacht unter den Bäumen der Terazia. Viel und vielerlei konnte in der kurzen Zeit, die nur noch zu den Festvorbereitungen blieb, ja nicht geboten werden, aber in dem so rasch Improvisierten lag ja auch ein Reiz, und Lavinias Voraussetzung, daß viele Leute zur Illumination und zur Gratulation nach Belgrad kommen würden, auf welche man ohne des Königs Geburtsfest nicht hätte rechnen dürfen, war gewiß so richtig, daß sie den Ausschlag gab.

Sehr befriedigt verließen die Damen den Konak. Daheim harrte schon Deronge ihrer, der sich inzwischen journalistisch nützlich gemacht hatte.

Die Notizen, die er geschrieben, konnten sofort an die Blätter geschickt werden. Außerdem wurde das geplante Fest auch noch durch rasch gedruckte Plakate bekannt gegeben.

Das Fest kam allerseits willkommen.

Als Dragutin Franassowitsch den König verlassen hatte und, seinen Wagen leer heimschickend, seiner Wohnung absichtlich auf Umwegen zuging, sah er es wohl, daß in Belgrad keine geringe Aufregung herrschte, denn die Nachrichten aus Bulgarien waren nicht nur in dem Konak bekannt geworden, die waren ebenso schnell auch in die Bevölkerung gedrungen.

Da und dort sah Franassowitsch Gruppen von Leuten stehen, und alle redeten eifrig, ja aufgeregt, und man sah es ihnen an, daß sie an das bulgarische Ereignis allerlei Erwägungen knüpften.

Da traf es sich recht günstig, daß diese tatsächlich reizende Frau Gerald auf den Gedanken gekommen war, ein Wohltätigkeitsfest zu veranstalten. Jedenfalls lenkte der Trubel, den es mit sich brachte, die Gedanken der guten Belgrader von der Politik ab. Blieb es

aber in der Hauptstadt ruhig, dann war nicht viel zu fürchten.

Die Terazia bildet den Mittelpunkt von Belgrad. Sie ist ein Teil der Michaelstraße, einer der Hauptverkehrsadern der serbischen Hauptstadt. Dort, wo sich diese hübsche Straße zu einem Platze erweitert, heißt sie Terazia. An ihrer rechten Seite liegt das Hotel „Zur Stadt Paris", welches den vornehmen und politischen Kreisen Belgrads als Zusammenkunftsort dient, wo die Staatsräte und Minister, die Generale und Abgeordneten sich zu finden pflegen und wo schon so mancher Staatsstreich vorbereitet, und so mancher Kabinettssturz beschlossen worden war.

Jenseits dieses Baues steht eine dichte Reihe uralter Kastanienbäume, und unter diesen pulsiert der Herzschlag des Volkes.

Sydacoff, der beste Kenner Serbiens, sagt: „Die Stimmung unter den Bäumen der Terazia war stets der getreue Ausdruck der Stimmung des ganzen Landes, und wenn es unter den Bäumen der Terazia ruhig war, dann konnte man auch im Konak ruhig schlafen."

Nun, am 22. August war die Stimmung unter diesen Bäumen eine ganz ausgezeichnete, und nach den Vorbereitungen zu schließen, welche da getroffen wurden, mußte das Fest gelingen und somit wenigstens der schlimmsten Not gesteuert werden, welcher jene armen abgebrannten Dörfler verfallen waren.

Es war nicht nur ganz Belgrad schon seit dem Morgen auf den Füßen, auch eine Menge Leute aus der Umgebung der Stadt waren hereingekommen, und ebenso lieferte das benachbarte Semlin viele Gäste, und zwar „leistungsfähige", wie Nikifor seiner Schwester mitteilte.

Dieser hatte sich zum heute sehr flüchtig eingenom-

menen Diner bei Tante Bogumitsch eingefunden und war, voraussetzend, daß man seiner bedürfe, so frei gewesen, seinen Freund Eugen v. Ladány mitzubringen.

Diese Voraussetzung war indessen eine irrige. Man versicherte den beiden, daß schon alles fertig sei. Sowohl Tante Bogumitsch als auch Lavinia schienen keinen guten Eindruck von Herrn v. Ladány erhalten zu haben; sie behandelten ihn wenigstens sehr kühl. Freilich hatte sich auch Nikifor keiner besonders herzlichen Aufnahme zu erfreuen. Vielleicht war auch an der geringen Aufmerksamkeit, welche man für ihn und seinen Freund hatte, der Trubel schuld, der noch immer im Hause herrschte. Jedenfalls zogen sich die beiden Damen des Hauses sehr bald zurück und überließen es Deronge, die Besucher auf gute Art fortzubringen.

Dies war dem Franzosen übrigens ein leichtes. „Sind Sie denn ganz frei heute?“ fragte er Nikifor. „Neue Besen kehren doch gewöhnlich gut.“

„Nun, mein Eifer läßt auch nichts zu wünschen übrig,“ lachte Sadramowitsch, „aber heute gibt es keine Kanzleistunden mehr.“

„Also, was haben Sie denn vor?“

„Solange es noch heiß ist, wollen wir vor die Stadt nach Rakonitza fahren und Abends erst zurückkehren,“ sagte Ladány ein wenig eilig.

Deronge etikettierte, während sie so redeten, noch einige Dutzend Flaschen dunklen Weines, dem er, alles der guten Sache wegen, einen klangvollen italienischen Namen gegeben, wiewohl die Trauben, aus denen man ihn gepreßt, an der Save gewachsen waren.

Die zwei Besucher hatten sich schon erhoben.

„Also viel Vergnügen,“ sagte Deronge aufblickend und stieß gleich danach einen Laut des Ärgers aus. Er hatte sich mit der Feder in die linke Hand gestochen.

„Das dürfen Sie nicht vernachlässigen,“ warnte Sadramowitsch, auf die tintenunterlaufene Stelle zeigend.

„Ah, ich habe Eile!“ meinte Deronge und wollte weiterschreiben.

Da nahm Nikifor ihm die Feder aus der Hand und drängte ihn von seinem Sitz fort. „Gehen Sie und waschen Sie die Tinte weg,“ riet er, „ich schreibe indessen die paar Zettel.“

Da befolgte Deronge denn doch den vernünftigen Rat und ging zu diesem Behufe aus dem Zimmer.

„Warum hast du das getan?“ fuhr Ladány Nikifor an. „Wir haben doch wirklich Eile!“

„Ich nicht,“ sagte Sadramowitsch trocken. „Und offen gesagt —“

„Rede jetzt nicht mehr,“ brummte Ladány, „auf halbem Wege pflege ich nicht stehen zu bleiben. Man hat uns hier zwar nicht gern gesehen“ — er lachte dabei höhnisch — „aber doch gesehen, und man wird uns auch in Rakonitza sehen. Das ist notwendig. Aber wir müssen uns beeilen, um hinaus- und zu rechter Zeit wieder hereinzukommen. Wozu also hast du dieses Geschäft übernommen?“

„Vielleicht, um uns aufzuhalten.“

„Dummkopf! Jetzt willst du zurück?“

„Habe ich es denn überhaupt jemals tun wollen?“

Er schrieb dabei immer weiter und schrieb sehr langsam und sehr schön.

Da setzte sich auch der andere und griff nach einer der Federn, die auf dem Tintenzeuge lagen. Er schnaubte förmlich vor Wut, aber auch er schrieb, und gerade als die letzte Etikette fertig war, ließen sich draußen Schritte hören.

„Wenn du jetzt den Tugendhaften spielst, zahlst du mir morgen die zweihundert Dukaten, die ich dir vor

Zeugen abgewonnen habe," raunte Ladány Nikifor zu, „und tust du es nicht, so mache ich dich dieser und anderer Sachen wegen hier unmöglich!"

Da ging die Tür auf, und Deronge kam herein. „Es war gut, daß ich Ihren Rat befolgte," sagte er, „die Tinte ist mir wirklich ins Blut gedrungen. — Ah, die Herren haben mir meine Arbeit abgenommen?"

„Es war gern getan," entgegnete Ladány liebenswürdig und legte die Feder hin.

„Sie sind ja ganz blaß," bemerkte der Franzose, in Nikifors Gesicht sehend. „Es ist aber auch furchtbar heiß hier."

Nikifor erhob sich. „Draußen — ich meine in Rakonitza — wird es schon erträglicher sein," sagte er.

Einige Minuten später fuhren die beiden Herren weg. Es war ganz in der Nähe ein Wagenstandplatz. Sie fuhren in der Richtung nach Toptschider.

Auf halbem Wege dahin bogen sie in die Straße ein, welche nach Rakonitza führt.

Es war hier weniger heiß, denn ein kräftiger Luftstrom zog über die Felder. In Rakonitza hielten sie vor einem kleinen, schmierigen Wirtshause an.

„Wo soll ich auf die gnädigen Herren warten?" erkundigte sich der Kutscher.

„Warten? Gar nicht. Wir bleiben hier."

Reichlich bezahlt fuhr der Kutscher zurück.

Die zwei zeigten sich überall im Dorfe. Sie saßen vor dem Wirtshause und kauften beim Krämer Tabak.

Als es abendlich zu werden begann, gingen sie aus dem Dorfe. Sie fanden merkwürdigerweise einen Wagen auf der Straße, einen leeren Fiaker. Er war geschlossen. Er wartete gerade fünf Minuten an der Stelle, an welcher sie ihn fanden, denn — er war für diese Zeit hierher bestellt worden. Genau unter den drei alten

Buchen sollte er warten, die auf dem Wege nach Rakonitza stehen, so hatte ihm der Herr mit dem großen Bart gesagt, der ihn heute mittag zur Fahrt gedungen und auch gleich reichlich bezahlt hatte.

„Petrowitsch, sind Sie da?“ sagte der eine der Herren.

Das waren die Worte, an welchen der Kutscher seine Fahrgäste erkennen sollte.

Er nahm sofort die Peitsche in die Hand, und der Wagen sauste auf der Straße dahin. Der Kutscher dachte weniger an seine Passagiere als an den reichlichen Verdienst. Aber daß der Herr, der ihn Mittags zu dieser Fahrt engagierte, jetzt nicht in den Wagen gestiegen war, das hatte er trotz der Dunkelheit, die schon unter den Buchen herrschte, doch gesehen.

Man befand sich schon ganz nahe der Stadt, als einer der Passagiere den Kutscher anrief. Es geschah an einer recht einsamen Stelle. Hier stiegen die beiden Herren aus, und wenige Sekunden später waren sie im Schatten der Bäume verschwunden.

Der Kutscher schüttelte den Kopf. Es war ihm jetzt so vorgekommen, als ob der eine seiner Fahrgäste einen großen Bart gehabt habe. — —

Etwa eine Stunde, nachdem die beiden seltsamen Fahrgäste im Dunkel verschwunden waren, schlichen zwei Männer durch eine finstere Partie des königlichen Gartens. Sie hatten es eilig. Als sie ungesehen und unangehalten ein Pförtchen passiert hatten, zu welchem der schlankere der beiden Männer den Schlüssel bei sich trug, sagte der andere: „Die Fahrt nach Rakonitza war ganz überflüssig. Wir werden nicht in die Lage kommen, ein Alibi nachweisen zu müssen. Es ist famos gegangen.“

So redend, steckte er den Bart, den er bis jetzt ge-

tragen, in die Tasche. Er erhielt keine Antwort. Sein Begleiter, ebenfalls eine Haartour, die ihn sehr entstellt hatte, abnehmend, machte ein finsteres, ängstliches Gesicht und schritt so eilig aus, daß sich das Reden von selber verbot.

— — — — — — — — — — — —

Das Fest auf der Terazia war im vollen Gange.

Unter den uralten Kastanien, die noch aus der Zeit der serbischen Kaiser Duschan und Lazar stammen sollen, herrschte ein bunt bewegtes Treiben. Die lieblichen Verkäuferinnen waren in helle, lebhafte Farben gekleidet und ihre Buden in echt südländischer Art bunt ausgeschmückt und durch vielfarbige Lampions erhellt.

Dazu kam noch, daß der reizende Markt, welcher da in so kurzer Zeit entstanden war, von Zeit zu Zeit von verschiedenfarbigem Lichte überflutet wurde, um gleich danach wieder in die reizvolle halbe Dämmerung der Lampions unterzutauchen.

Und um all diese Buntheit drängte sich eine nicht weniger bunte Menge. Damen in luftigen, oft recht exzentrischen Sommertoiletten, Offiziere in ihren mannigfachen Uniformen und Landvolk in seiner malerischen Tracht überwogen die farbenarme Kleidung der männlichen zivilen Mitteleuropäer, welche eigentlich die Ruhepunkte in dem farbenreichen Gewimmel bildeten.

Aber auch die Ohren bekamen mehr als genug zu hören: nicht nur die urwüchsigen Freudenlaute der Bauern und das animierte Plaudern der städtischen Festteilnehmer war zu vernehmen; es musizierte auch ungemein fleißig die Militärkapelle, welche Milan der reizenden Festveranstalterin zur Verfügung gestellt hatte. Die königlichen Musiker waren fast lauter Zigeuner, aber heute spielten sie nicht die Weisen ihres Volkes, heute klangen unter den im Nachtwind leise rauschenden

Bäumen italienische Volkslieder hin, und dazu rauschten die vier mächtigen Wasserstrahlen des Michaelsbrunnens, der die interessanteste bauliche Zierde der Terazia ist.

Das Vergnügen also war in vollem Gange. Aber auch der Handel blühte, der Handel mit all jenen Kleinigkeiten, die bei solchen Gelegenheiten so verführerisch dargeboten werden, daß man sie erstens nicht leicht zurückweisen kann, und zweitens reichlich überzahlen muß.

Alle Buden waren von einem kauflustigen Publikum förmlich belagert. Da gab es Blumen- und Champagner-, Zigarren- und Kunterbuntläden, in denen die schönsten Mädchen und Frauen der Stadt mit reizender Koketterie und wahrhaft südlicher Lebhaftigkeit ihre Waren anpriesen und reißenden Absatz fanden.

Auch Lavinia befand sich als Verkäuferin in einem Zelt. Es war dasjenige, welches sich am wenigsten bunt repräsentierte. Sie verkaufte Briefpapier und allerlei bunte Karten, Artikel, welche ja immer brauchbar sind und daher hier ganz gut an ihrem Platze waren, aber solch ein Zelt sieht doch recht nüchtern aus. Mag man Papier noch so hübsch arrangieren, malerisch kann es doch nicht wirken. Das fanden die hübschen Belgrader Damen rasch heraus, als ihnen die Wahl der Buden freigestellt wurde.

Man mußte ihnen entgegenkommen, um sie bei guter Laune zu erhalten, denn eine Verkäuferin muß mit Leib und Seele sich dem Geschäfte widmen, wenn dieses florieren soll — und mit Leib und Seele ist eine Frau fast immer nur bei jener Sache, die ihr in jeder Beziehung paßt.

Als die Damen gewählt hatten, blieb die Papierbude übrig, und so stellte sich denn Lavinia hinein.

Unterstützt wurde sie von zwei älteren Mädchen, den Töchtern eines hohen Staatsbeamten. Auch Deronge bot ihr seine Hilfe an, und diese wurde gern von ihr angenommen.

Die junge Frau, in einer ganz einfachen weißen Seidentoilette, sah entzückend aus. Sie war noch immer in Halbtrauer und vermied es daher, Schmuck oder Blumen zu tragen. Aber trotz ihrer ganz ungesuchten Einfachheit fiel sie bald allgemein auf und bekam mehr Kunden, als sie bedienen konnte. Erfreut über das viele Geld, das ihr zufloß, plauderte sie ganz angeregt mit ihren Gästen, und auch mit ihren beiden Helferinnen und ihrem Freunde wechselte sie manches Scherzwort.

Da verflog plötzlich ihre gute Stimmung. Nikifors Gesicht war vor ihr aufgetaucht.

„Könnte ich nicht auch eine hübsche Ansichtskarte bekommen?“ fragte er. Seinem Munde entströmte dabei widerlicher Weingeruch, und seine Augen schwammen. So hatte sie ihn schon etliche Male gesehen, und jedesmal hatte der Ekel sie gepackt. Seine Gegenwart war ihr in diesem Zustande unsäglich peinlich.

„Hier ist eine Karte. Und jetzt gehe — ich will nicht durch dich kompromittiert sein,“ sagte sie in englischer Sprache, die er freilich nur zum Teil beherrschte.

Er starrte sie an, dann lachte er laut auf, nahm die Karte und ging. Lavinia bemerkte erst jetzt, daß dicht hinter ihm Ladány stand, der merkwürdig unruhig aussah und sichtlich bestrebt war, Nikifor zu entfernen.

Sie war ihm dafür so dankbar, daß sie ihm freundlich zunickte. Das aber schien er gar nicht zu bemerken, er achtete nur auf Nikifor, dessen Trunkenheit auch ihm merkbar peinlich war.

„Ladány scheint doch zartfühlend zu sein,“ sagte

Lavinia zu Deronge, der den kleinen Vorgang ebenfalls bemerkt hatte.

Der Franzose zuckte die Achseln. „Zartfühlend? Mir schien es, als sei der Mensch einfach verstört.“

„Madame,“ sagte in diesem Augenblick eine klangvolle Männerstimme, „ich bitte um ein Briefblatt.“

Über Lavinias Gesicht verbreitete sich ein zartes Rot. „Exzellenz, ich freue mich, daß ich Sie zu meinen Kunden zählen darf,“ sagte sie leise, „denn das zeigt, daß Sie Vertrauen zu mir haben.“

Vor ihr stand Franassowitsch, in seiner glänzenden Generalsuniform noch stattlicher als sonst. Mit einem Lächeln um den Mund und in den Augen, die fest in den ihrigen ruhten, bat er: „Ich habe nicht alles begehrt, was ich will. Madame müssen auch ein paar Worte auf das Briefblatt schreiben.“

Die junge Frau schaute ihn betroffen an. „Worte eines anderen? Ein Zitat?“ fragte sie.

„Nein. — Oder doch ein Zitat! Aber zitieren Sie sich selber. Das, was ich meine, ist das Schönste, das ich in ähnlicher Situation je aus einem Frauenmunde gehört habe.“

Einen Augenblick lang mußte Lavinia nachdenken, dann wußte sie, was Franassowitsch meinte. Sie schrieb ein paar Worte auf den feinen Briefbogen.

„Ist es das?“ fragte sie dann, dem Minister das Blatt reichend.

„Ja, Madame. Ich danke Ihnen.“

Er führte nach diesen Worten ihre Hand an die Lippen und verließ Lavinias Zelt. Er hatte eine Rolle Dukaten für ihre Armen zurückgelassen.

Sein Einfall gefiel übrigens. Jetzt wollte jeder Käufer ein Zitat oder wenigstens den Namenszug der schönen Verkäuferin haben.

Und sie schrieb — schrieb für ihre Armen.

Das Geld wuchs vor ihr, und ihre Ware ging schon zu Ende.

„Lieber Deronge, wir haben fast nichts mehr zu verkaufen. Wollen Sie für neue Ware sorgen?“ sagte sie glücklich lächelnd, und es war nicht eine Spur von Eitelkeit bei diesem Glück.

Ihr Freund verließ schon das Zelt.

Lavinia zog sich ein wenig zurück. Es war doch recht anstrengend, dieses Verkaufen. Nun stand sie erst eine Stunde lang da und fühlte sich schon so abgespannt! Und bis Mitternacht sollte das Fest dauern.

Jetzt blickte sie auf und seufzte verstohlen. Die Militärkapelle hatte die süße italienische Weise, die sie soeben vorgetragen, abgebrochen und setzte zur serbischen Hymne ein. Lavinia tat es jetzt leid, daß sie ihren Freund weggesandt hatte.

Die Menschenmasse teilte sich. Eine große Anzahl eleganter junger Männer, welchen Seidenschleifen in den Landesfarben von der Achsel niederhingen, besorgten die Ordnung und Freierhaltung des Weges, welchen die Majestäten und ihre Begleitung programmmäßig zu Fuße zurücklegen sollten. Die Herren wurden bei dieser durchaus nicht leichten Aufgabe von einer nicht minder großen Anzahl von Polizeimannschaften unterstützt, und so kam wirklich eine breite Straße zu stande, in welcher jetzt der König, der seiner Gemahlin den Arm gereicht hatte, sichtbar wurde.

Milan trug ebenfalls die grellrote, mit Goldverzierungen förmlich überladene Uniform der serbischen Generale. Sie stand ihm, dem damals Einunddreißigjährigen, noch gut, denn noch zeigte sich in jenen Tagen die Schlaffheit nicht, die später auch für sein Äußeres so charakteristisch war.

Sie bildeten ein schönes Paar, dieser König und diese Königin, die eigentlich ganz eng zueinander gehört hätten und die doch schon so sehr voneinander getrennt waren.

Dicht hinter den beiden schritten Franassowitsch und Serbiens außerordentlicher Gesandter in Athen, Raljewitsch, der zufällig während dieser Zeit seinen Urlaub daheim zubrachte, einher. Auch Pirotschanatz, der liebenswürdige, scharfblickende und vieles sehende Staatsmann, befand sich in der Begleitung des Königs, und ebenso Radivoje Milojkovitsch, der fünfmal serbischer Minister war.

Langsam von Zelt zu Zelt schreitend, mit mehr Zivielaals Ziviorufen begrüßt, was auf Milans Stirne einige Falten hervorrief, machte das königliche Paar allerlei Einkäufe und zeigte sich ungemein liebenswürdig.

Letzteres zu sein oder wenigstens zu scheinen, wurde beiden nicht schwer, denn Natalie, die sehr beliebt war, bewegte sich gern unter dem Volke, tat dies besonders gern in jener Zeit, denn sie wollte bei den breiten Schichten beliebt sein, bei diesem Volke, das zu regieren, allein regieren zu wollen sie den Ehrgeiz hatte — seit sie Milan so wenig mehr galt, seit sich, hundertmal beleidigt und gekränkt von ihm, ihre Liebe allgemach in Haß zu verwandeln begann.

Und Milan, nun, Milan war immer liebenswürdig, wenn er glücklich war, und jetzt war er glücklich, denn das Weib, das alle seine Gedanken ausfüllte, war ihm jetzt ganz nahe, so nahe, daß er schon ihr goldenes Haar, ihr süßes Gesicht, ihre wunderbaren Augen sehen konnte.

Da geschah es, daß er plötzlich den Arm Nataliens von dem seinigen abstreifte.

Die Königin zuckte zusammen, aber sie lächelte noch

immer und neigte ihr schönes Haupt grüßend dahin und dorthin. Nur ihre Augen lächelten nimmer, die blickten auch zuweilen hinüber zu dem Zelte, in welchem Lavinia, die einfachst gekleidete und doch schönste aller anwesenden Damen, das Nahen des königlichen Paares erwartete.

Nataliens Augen blickten immer düsterer, ihr Mund schloß sich immer fester, und ihre Wangen wurden blaß. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß Lavinia mit süßem Lächeln herübergrüßte.

Die blonde Frau hatte dies wirklich getan, und ihr Lächeln war wirklich süß gewesen, nur hatte es nicht dem König gegolten, sondern seinem Minister, dem ernsten Franassowitsch, der, als er Lavinias Blicken begegnete, durchaus nicht streng und ernst aussah.

Aber das bemerkte die Königin nicht, die hatte nur auf Lavinias Miene geachtet und auf Milans Mienen und Blicke, welche verrieten, daß ihn derzeit nur dieses Weib beschäftige, dieses Weib, das also eine Heuchlerin war, die sich bei ihr nur eingedrängt und eingeschmeichelt hatte, um sie zu betrügen.

Nataliens gereiztes Gemüt war rasch zum Verurteilen bereit, am schnellsten dort, wo sie vertraut hatte und wo sie — so glaubte sie hier — getäuscht worden war.

Aber wieder mußte sie lächeln und für die sich neuerdings erhebenden Zivielarufe danken und erfreut tun, denn eine der jungen Damen, die in dem großen Blumenzelte beschäftigt waren, überreichte ihr einen Strauß herrlicher Malmaisonrosen. Sie mußte mit der jungen Dame einige Worte wechseln, und da mehrere Ministerfrauen sich in diesem Zelte befanden, war Natalie gezwungen, auch mit diesen zu reden.

Milan war schon nicht mehr an ihrer Seite; er

hatte sich einen wunderschönen Strauß glutroter Nelken geben lassen und trat damit zu Lavinia.

Auch diese lächelte, wie man eben lächeln muß, wenn einem ein König Blumen anbietet. Ihr glühten diese Nelken in der Hand, und sie legte sie fast unschicklich schnell weg, einen der Diener ihrer Tante damit betrauend, Wasser herbeizuschaffen, und dabei ausschauend, ob denn Deronge noch nicht zurückkehre. Aber der war nirgends zu sehen, des Königs Blicke brannten auf ihr, und die ganze Situation war derart, daß die arme Frau am liebsten in den Boden gesunken wäre.

Die beiden Damen, welche sich mit ihr im Zelte befanden, begriffen ebenso schnell, wie diejenigen Personen, die sich in der Nähe hielten und nur zur Seite gewichen waren, weil jetzt der König mit der schönen blonden Frau sprach.

Sie wichen jetzt taktvoll oder vielmehr taktlos noch weiter zurück, und die beiden verständnisvollen Helferinnen waren überhaupt aus dem Zelte verschwunden.

All dies steigerte Lavinias Verlegenheit bis zur Pein. Dann aber raffte sie sich plötzlich auf, und den Kopf sehr hochhaltend fragte sie: „Majestät, darf ich Ihnen nicht etwas von den Waren anbieten, die mir noch geblieben sind?“

„Gewiß, Madame, ich kam ja auch hierher, um zu kaufen.“

„Was eben hier zu kaufen ist: harmloses Papier.“

„Darauf so viel Bedeutsames geschrieben werden könnte.“

In Lavinias Augen blitzte es auf. Sie griff nach dem goldgefaßten Bleistift, der vor ihr lag.

„Man hat von mir Zitate begehrt,“ sagte sie, „darf ich auch Eurer Majestät ein solches schreiben?“

„Sie machen mich neugierig. Wen wollen Sie zitieren?“

„Nur die Worte einer einfachen Frau, und auch diese Worte kann ich nur ganz frei zitieren.“

„Bitte, schreiben Sie.“

Lavinia schrieb: „Ich gedenke der Königin, welcher durch mich kein Leid widerfahren wird.“ Sie reichte das Blatt dem König hin.

Er las und lächelte gezwungen. Dann legte er das Briefblatt auf den Verkaufstisch und griff ebenfalls nach dem Schreibstift.

„Auch ich kann zitieren,“ sagte er und beugte sich zum Schreiben nieder.

Da stand plötzlich Natalie neben ihm und langte nach dem Briefblatte. Sie war sehr bleich, aber ihre Augen blitzten. Vielleicht war sie verwundert darüber, daß Lavinia keinerlei Angst verriet, daß ganz im Gegenteil ihre Augen ruhig und groß auf sie gerichtet waren, während sie sich tief vor ihr verneigte.

Die Begrüßung wurde nicht erwidert. Aber etwas anderes geschah.

Natalie nahm das Briefblatt in beide Hände und riß es mitten durch.

Da erblaßte Lavinia. „Majestät — lesen Sie doch!“ stammelte sie.

„Ich bin nicht neugierig,“ spöttelte die Königin. „Übrigens kenne ich ja den Stil solcher Korrespondenzen schon zur Genüge.“

„Lies!“ preßte jetzt auch Milan zwischen den geschlossenen Zähnen hervor.

Aber Natalie las nicht, sie zerstückelte mit zitternden Händen das Papier und ließ die Stücke zu Boden fallen. Dann wandte sie sich lächelnd zu ihrem Hoffräulein und schritt neben diesem der nächsten Bude zu.

Totenbleich starrte Lavinia ihr nach. Einen Augenblick lang war ihr, als ob sie ohnmächtig werden müsse.

Auch Milan schien es so, und er war, alles vergessend, bereit, ihr beizuspringen. Da schaute sie ihn groß und drohend an und wandte sich dem Ausgange des Zeltes zu.

Dort stand plötzlich Franassowitsch ihr gegenüber, der ihr, sich tief verbeugend, den Arm bot und sich an den ganz fassungslosen Milan wendend sehr laut und sehr deutlich sagte: „Majestät, ich gebe mir die Ehre, die Dame zu ihrem Wagen zu bringen."

„Mein Gott, ist Ihnen unwohl geworden?" fragte in diesem Augenblick voll Angst Deronge, der soeben mit einem Geschäftsdiener hinter sich herbeikam, welcher allerlei Pakete trug.

„Frau Gerald will nach Hause fahren, mein Herr."

„Exzellenz — ich habe die Ehre, Frau Geralds Freund zu sein. Bemühen Sie sich also nicht weiter."

Franassowitsch schüttelte den Kopf. „Man soll sehen, daß gerade ich die Dame zu ihrem Wagen führe."

Da begriff Deronge, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches Unwohlsein, sondern um viel Ernsteres handle.

„Ich folge sogleich," sagte er zu Lavinia, die, von dem Minister sorglich geleitet, schweren Schrittes dem Diener folgte, der ihr den Weg zu ihrer Equipage freimachte.

Deronge sah eben noch Milan in der Menge verschwinden, als er einem der Herren vom Komitee den sehr reichen Erlös dieses Verkaufsstandes übergab, um dann Lavinia zu folgen.

Diese saß schon im Wagen. Sie war noch immer sehr blaß, aber sie lächelte. „Deronge," sagte sie, „ich habe noch einen Freund gefunden!"

Der Minister nickte ihr zu und reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Ich bin der Freund aller, die ich hochachte," sagte er laut. „Ich werde Ihrer Majestät

der Königin morgen berichten, wie es Ihnen geht, Madame."

Eine sehr tiefe Verneigung, und Franassowitsch winkte dem Kutscher. Die Pferde zogen an. Lavinia drückte sich in die Kissen des Wagens. Mit bebenden Lippen schilderte sie ihrem Freunde den peinlichen Vorgang.

Deronge war außer sich. „Infam!" knirschte er. „Das ist wirklich infam! — Es ist Zeit, daß Sie Belgrad verlassen, teure Freundin. Wann reisen wir?"

Lavinia antwortete nicht. Sie war in Tränen ausgebrochen.

Neuntes Kapitel.

So schön der 22. August gewesen war, so trübe zeigte sich schon der ihm folgende Tag. Kurz nach Mitternacht war ein Gewitter über Belgrad hingezogen und hatte die letzten Festteilnehmer nach Hause getrieben. Der rauschende Regen, welchen die schweren Wolken über die Stadt schütteten, hatte sich gegen Morgen in einen richtigen Landregen verwandelt.

Wenn in dieser Weise der Himmel sich der Erde nähert, ist es für viele Leute ein Grund, verstimmt zu sein.

Im Konak wenigstens herrschte eine sehr düstere Stimmung. Milan hatte noch in der Nacht mit der Königin eine furchtbare Szene gehabt. Alles Häßliche dieses Ehelebens wurde wieder einmal bis zum Grunde aufgerührt, berechtigte wie nicht berechtigte Vorwürfe hagelten nur so nieder, und als die Gatten voneinander schieden, waren ihre Herzen voll Bitterkeit und Haß.

Bis zum Morgen lief Milan ruhelos in seinem Zimmer umher. Auf diese Weise weiterzuleben,

schien ihm unerträglich. Die Eifersucht Nataliens, so berechtigt sie ja war, betrachtete er wie eine Verrücktheit und wie ein Verbrechen an seinem Selbstbestimmungsrecht, an seinem Recht an Leben und Glück. Zudem vermeinte er jetzt im Grunde seiner Seele zu spüren, daß er niemals von Lavinia lassen könne, daß seine ganze Seele ihr gehörte, daß eine ungeheure und dabei doch unsäglich zarte Sehnsucht nach ihr ihn verzehrte, daß er in ihr endlich die einzige gefunden habe, die für ihn geschaffen war, die einzige, die ihn durch ihre Liebe über ihn selber emporheben konnte.

Seit er sie zum ersten Male gesehen, dachte er nur an sie, ängstigte er sich, daß er sie verlieren könne, hätte jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte bewachen mögen, denn es tat ihm weh, o so weh, daß sie ihn mit seiner Liebe, ja mit seinem ganzen Königreich zurückwies.

Milan war in diesen Tagen noch weit mehr als Natalie von der Eifersucht geplagt, wie es jeder stark Empfindende wird, der sein Liebstes zu verlieren fürchtet. Und wer ist so lächerlich eitel, daß er diesen Verlust gar nicht für möglich hält? Nur die Gedankenlosen sind nicht eifersüchtig, oder die, deren Liebe selber nichts wert ist.

Milan krümmte sich an diesem Morgen förmlich vor Eifersucht. Er gönnte selbst Franassowitsch und Deronge nicht, daß sie eine Rolle im Leben Lavinias spielten. Und dieser Mann, den die Eifersucht, noch dazu eine unberechtigte Eifersucht, fast um den Verstand brachte, der war so ungerecht, das gleiche Empfinden seiner Frau als ein Verbrechen gegen ihn anzusehen!

Die Menschen sind eben zuweilen ganz und gar verrückt.

— — — — — — — — — — —

Nataliens Stimmung war um nichts besser. Auch sie hatte keinen Schlaf gefunden und — was sonst nie der Fall gewesen — sie bedauerte ihre Maßlosigkeit. Es war ihrem Gemahl zum ersten Male gelungen, sie von der gänzlichen Schuldlosigkeit derjenigen zu überzeugen, die sie verdächtigt hatte.

Zugleich aber hatte sich die unglückliche Frau ebenso zweifellos davon überzeugen können, daß ihr Gemahl diesmal nicht nur verliebt sei, sondern daß er wirklich liebe, daß er sie und ihre Krone seiner Leidenschaft zu opfern entschlossen sei.

Die Königin war zur Erkenntnis gekommen, daß es früher wahrlich niemals der Mühe wert gewesen war, sich so übermäßig zu ereifern, sich so übermäßig zu kränken, denn jetzt erst hatte sie ihren Gatten in Wirklichkeit verloren.

Aber so verbittert war diese arme Königin schon, daß ihr der Gedanke, Milan leide nun genau so wie sie, eine grimmige Freude bereitete. Vor Lavinia aber schämte sie sich und war ratlos, auf welche Weise sie die öffentliche Beschimpfung, die sie dieser Frau angetan, wieder gutmachen solle.

Wie sie so sann und sann, wurde Franassowitsch ihr gemeldet. Er kam zu einer ganz unschicklich frühen Stunde, es mußte also etwas Ungewöhnliches und etwas Dringendes sein, das ihn zu ihr führte.

Sie empfing ihn voll heimlicher Furcht. Kam er als Freund, der er ja nicht nur dem König, der er auch ihr war, um über Lavinia mit ihr zu reden und ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie ihr Eheelend wieder einmal in die Öffentlichkeit hinausgetragen hatte?

Oder kam er als Staatsmann?

Natalie erbebte bei diesem Gedanken, denn ihr Gewissen war in dieser Beziehung nicht rein. Sie hatte

Politik, viel zu viel Politik getrieben und war nach und nach, besonders seit den Tagen von Slivnitza, zur direkten politischen Gegnerin ihres königlichen Gemahls geworden und hatte sich in Verbindungen eingelassen, die ihr, wenn sie zu früh entdeckt wurden, sehr gefährlich werden mußten. Scheu blickte sie dem eintretenden Minister entgegen. Er sah sehr ernst aus, aber es lag nichts Drohendes in seinem Blick.

Natalie atmete auf. Die Begrüßung war beiderseits ein wenig steif. Natalie schmiegte sich in den Winkel eines Sofas und deutete auf einen nahen Sessel, auf welchem der Minister schweigend Platz nahm.

„Nun, so reden Sie doch, Franassowitsch!“ begann sie nervös. „Sie wissen ja, daß es Ihnen erlaubt ist, alles zu sagen.“

„Von welcher Erlaubnis ich allzu reichlichen Gebrauch mache. Meinen Majestät nicht so?“

Der Minister lächelte ironisch, als Natalie seufzend sagte: „Die Wahrheit wird einem eben leicht zu viel.“

„Ja, sie ist wie Schwarzbrot; das ist auch schwer, aber ein gesunder Magen verdaut es.“

„Ich fürchte, ich bin nicht ganz gesund. Da wollen Sie mich wohl wieder einmal kurieren?“

„Majestät, ich möchte von gestern sprechen.“

„Das habe ich mir gedacht.“

„Ich werde ganz kurz sein.“

Natalie legte ihre Hand auf diejenige des Ministers. „Sie sind auch von der Tadellosigkeit Frau Geralds überzeugt?“ fragte sie voll Spannung.

„Wenn es mehr solche Frauen gäbe, gäbe es weniger Frauenverächter,“ sagte der Minister ernst. „Solche Frauen lehren uns Achtung vor ihrem Geschlecht.“

„So habe ich ihr also grundlos diese Beleidigung zugefügt!“ sagte die Königin reuig.

Franassowitsch nickte. „Ganz grundlos, Majestät. Auch ich habe einen Augenblick lang gezweifelt, allein diese Frau zwingt jeden, sie zu achten.“

„Es muß so sein. Sie hat ja selbst dem König Achtung abgezwungen.“

„Leider nicht nur Achtung, sondern auch Liebe. — Majestät, ich komme von Ihrem hohen Gemahl. Ich weiß, daß es zu einer bitteren Aussprache gekommen ist, und weiß, daß der König rücksichtsloser war als je. Seine Majestät hat die Worte wiederholt, die seinerseits wohl in großer Aufregung, aber doch auch mit voller Absicht gesprochen worden sind. Sie werden gleich mir daraus erkannt haben, wie es mit Ihrem hohen Gemahl steht. Augenblicklich ist also diese Frau trotz ihrer Zurückhaltung ganz sicher eine Gefahr für Eure Majestät. Sie wurde öffentlich beleidigt. Der König denkt daran, ihr eine Genugtuung zu gewähren, eine Genugtuung folgenschwerster Art.“

Natalie war blaß geworden. „Folgenschwerster Art?“ wiederholte sie rascher atmend. „Franassowitsch — reden Sie deutlicher!“

„Der König denkt an eine Scheidung von Eurer Majestät und —“

Natalie lachte herb auf. „Dieses Schreckgespenst kenne ich schon!“ höhnte sie. „Reden Sie aber weiter. Sie blieben bei einem „und“ stehen.“

„— und daran, Frau Gerald seine Hand und den Thron Serbiens anzubieten.“

„In allem Ernste?“

„Es müßte jedenfalls in allem Ernste geschehen, denn die Dame, von welcher wir reden, ist in dieser Beziehung zum Scherzen nicht aufgelegt.“

Natalie hatte sich erhoben. Sie ging erregt durch das Gemach. Da und dort nahm sie von der Konsole,

einem Tischchen ein Buch, einen Nippgegenstand, um ihn ebenso zerstreut wieder hinzustellen. Ihre Gedanken waren ja ganz wo anders. Nur die schreckliche Ruhelosigkeit ihrer Seele trieb sie umher, ließ sie nicht an einem Orte bleiben.

Der Minister, welcher natürlich auch aufgestanden war, folgte ihr mit seinen ruhigen, mitleidsvollen Augen.

Jetzt wandte sie sich ihm zu. Ihr sonst so schönes Antlitz war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, ihr ganzer Körper zitterte. Die Hände ineinander pressend, blieb sie vor ihm stehen und sagte trostlos: „Und das — das muß ich mir bieten lassen! Franassowitsch, sagen Sie, ist das gerecht gegen mich?"

Der Minister zuckte die Achseln, indessen er trüb lächelnd sagte: „Die Leidenschaft ist niemals gerecht. Liebe und Haß, die wägen nicht, die haben kein Maß. Majestät — denken Sie selbst an gestern."

„Und dafür soll ich so schwer büßen? Jener Frau" — Natalie lachte ingrimmig — „ihr will er Genugtuung geben. Was müßte er tun, um alle Kränkungen, alle verborgenen und öffentlichen Beleidigungen, die er mir angetan, wieder gutzumachen! O, mein Freund, Sie haben recht, auch der Haß ist nicht gerecht."

Die Königin schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

„Fassung, Majestät, noch hat der König erst gedroht. Wenn Eure Majestät sich entschließen könnten, der tatsächlich ganz schuldlosen Frau Genugtuung zu verschaffen, dann kann — nach außen hin wenigstens — ja noch alles gut werden."

„Nach außen hin! O, Franassowitsch, wie elend muß ich sein, daß ich schon wegen dieses „nach außen hin" alles zu tun bereit bin!"

„Müssen wir denn nicht alle gar viel dafür tun?“ sagte Franassowitsch.

„Und tauschen doch so wenig dafür ein!“ entgegnete die Königin grimmig.

Da stellte der Minister eine Frage an sie, die sie nicht sogleich beantworten konnte. „Warum, Majestät, sträuben Sie sich so sehr gegen eine Trennung dieser Ehe, die ja längst keine Ehe mehr ist?“

Natalie starrte ihn an. Erst nach einer langen Weile antwortete sie: „Warum? Ja, warum sträube ich mich dagegen?“

Sie schien sich selber über dieses ihr Sträuben zu verwundern, aber diese Verwunderung war auch mit einer ungeheuren Pein verbunden.

Franassowitsch sah ein, daß er sich zurückziehen müsse, daß Natalie am Ende ihrer Kraft angelangt sei. „Majestät, besuchen Sie Frau Gerald heute noch,“ riet er.

Natalie schüttelte den Kopf. „Nein, heute fühle ich noch nicht die Kraft in mir, die Frau, die meines Gemahls Liebe besitzt, die mir alles entreißen soll, wiederzusehen.“

„Also wann wollen Majestät?“

„O, ich will auch heute schon etwas tun, um mein Unrecht gutzumachen, um sie und den König mit mir zu versöhnen. Ich werde ihr schreiben. Ich werde sie bitten, morgen zu mir zu kommen. Doch nein — das wird sie nicht tun. Ich muß schon selber hinfahren. Die Leute müssen es ja sehen, daß ich bußfertig bin.“

„Es wird nicht umsonst getan sein, Majestät. Ich bitte, mich jetzt entfernen zu dürfen.“

Ein sorgenvoller Blick noch und eine tiefe Verbeugung, und der beste Berater des königlichen Hauses ging.

Natalie starrte vor sich hin. „Warum — ja, warum sträube ich mich so dagegen, von ihm getrennt zu werden?“ fragte sie sich. „Ich hasse ihn doch, will ihm sogar die Krone nehmen! — Ich hasse ihn — o freilich, ich hasse ihn!“

Wie eine gänzlich Verwirrte strich sie sich über die Stirne, hinter welcher sich tausend unklare Gedanken drängten, dann ging sie langsam in das nebenan liegende Gemach. Dort stand neben dem Fenster, das die triefenden Bäume des Parkes sehen ließ, ihr Schreibtisch und davor ein eleganter Sessel.

Sie ließ sich in diesem nieder und rückte sich die Schreibmappe zurecht.

„Warum ich mich sträube?“ fragte sie sich wieder und griff mechanisch nach einer Feder.

Aber sie legte sie bald wieder hin. Dabei stieg ihr das Blut bis zu den Schläfen, und Träne um Träne rollte über ihre blassen Wangen.

Erst nach einer guten Weile griff sie wieder zur Feder.

„Liebe Frau Gerald!“ hatte sie geschrieben, dann blickte sie sinnend vor sich hin, denn nun wußte sie nicht recht, wie sie den Brief beginnen solle.

Aber dieser Brief wurde nie begonnen, nie vollendet, niemals abgesandt.

Ganz plötzlich hafteten die Augen der Königin auf einem der Fächer des Schreibtisches. Ihr Gesicht erblaßte. Ihr Herzschlag stockte. Die Feder entfiel ihrer Hand, die sie mühsam ausstreckte, um das Fach, welches ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, gänzlich herauszuziehen.

Der erste Blick belehrte sie darüber, daß man in den Papieren, welche sich darin befanden, gewühlt hatte.

Wer hatte das getan? Wer interessierte sich für den Inhalt ihres Schreibtisches?

Mit zitternder Hand untersuchte die Königin jetzt eines der Fächer nach dem anderen. Sie waren alle offen, sie waren alle durchsucht worden, und aus einem fehlte ein großes, bläuliches Kuvert, darin sich Briefe und sonstige Schriftstücke befunden hatten.

Die Königin, furchtbar erregt, hatte sich, während sie die Schubfächer untersuchte, erhoben. Jetzt setzte sie sich wieder, denn ihre Füße trugen sie nicht mehr.

„Ich bin verloren!“ hauchte sie, dann glitt sie bewußtlos vom Sessel auf den Boden.

Zehntes Kapitel.

Als spät Nachts Deronge die beiden Damen verlassen hatte, war bestimmt worden, daß Lavinia nur ein Schreiben ihrer in Karlsbad weilenden Mutter abwarten sollte, um nach dessen Eintreffen mit Deronge abzureisen. Bis dahin sollte die junge Frau das Haus ihrer Tante nicht mehr verlassen.

Das trostlose Wetter, welches Lavinia bei ihrem Erwachen fand, trug nur dazu bei, ihre Stimmung noch trüber zu machen. Schweigend und in traurige Gedanken verloren, überließ sie sich den Händen ihrer Zofe.

Diese war eine Frau in mittleren Jahren, eine noch recht stattliche und doch bescheidene Person, in deren hübschem Gesicht schwere Erlebnisse ihre leicht leserlichen Zeichen eingegraben hatten.

Frau Morris war eine Amerikanerin und besaß eine weit umfassendere Bildung, als ihre Stellung erforderte. Sie war plötzlich Witwe geworden, bei Geralds in den Dienst getreten, als diese in New York lebten, und da Lavinia die amerikanischen Verhältnisse ganz fremd waren, und sie durch das lange Kranksein ihres Mannes in manch schwierige Lage geriet, wurde

ihr diese praktische und dabei feinfühlige Dienerin bald zur geschätzten Vertrauten, ja zur Freundin, denn Frau Morris, herzlich froh, eine so gütige Herrin gefunden zu haben, hatte deren Interessen ganz zu den ihrigen gemacht und gab ihr und dem armen Kranken deutliche und unzählige Beweise von aufrichtiger Ergebenheit.

Frau Morris war gestern abend auf der Terazia Zeugin jener peinlichen Szene gewesen, derenthalben Lavinia fast zusammengebrochen war. Während sie jetzt ihrer geliebten Herrin das Haar flocht, griff Lavinia nach der Zeitung, welche auf der Toilette lag.

„Das ist das gestrige Blatt," sagte die Morris. „Sie haben es noch nicht gelesen, darum ließ ich es liegen."

„Und wo ist die heutige Zeitung?"

„Ich habe sie zerrissen."

„Weshalb?"

„Es ist besser, wenn Sie sie nicht lesen."

„Was steht denn darin?"

„Was sich gestern auf der Terazia zutrug — das hat eine feile Feder ziemlich deutlich und doch auch wieder recht entstellt berichtet."

„Entstellt! Woher wissen Sie das? Waren Sie denn dort?"

„Ja."

„Und haben meine Schmach gesehen?"

„Ich denke, die Schmach war auf der anderen Seite."

„O, liebe Morris — es war entsetzlich!"

„Das habe ich mit Ihnen gefühlt. Aber eine Genugtuung liegt für Sie darin, daß die Zeugen dieser Szene nicht Sie, sondern das Königspaar verurteilten, und daß sogar der skandalsüchtige Zeitungsschreiber sich ritterlich" — die Morris lächelte bei diesem Worte ironisch — „auf Ihre Seite stellte."

Lavinia lachte kurz auf.

„Und alle, die dort waren," fuhr Frau Morris fort, „zeigten sich sehr befriedigt darüber, daß der Minister der widerlichen Sache in so vornehmer Weise ein Ende machte."

Die junge Frau nickte. „Nun — ich werde keine Gelegenheit mehr geben, die Belgrader mit mir zu beschäftigen," sagte sie. „In den nächsten Tagen reisen wir."

„Das wird sehr gut sein."

„Es tut mir nur die Tante leid. Die wird jetzt auch in Ungnade gefallen sein."

„Mir tut sie aus einem anderen Grunde leid," bemerkte die Morris, die Frisur beendend.

Lavinia erhob sich. „Aus welchem anderen Grunde?"

„Herr Nikifor wird jetzt ihr ebenso zur Last fallen, wie er drüben Ihnen eine Last war."

„Ob er sich hier nicht doch wird halten können? Ich kann es mir freilich kaum mehr vorstellen, daß das Gute endlich einmal in ihm siegen wird."

„Und es ist trotz allem viel Gutes in ihm," sagte die Morris im Tone vollen Überzeugtseins, „nur daß sein Leichtsinn und seine Genußsucht es nicht aufkommen lassen. Warum muß solch eine Schwester solch einen Bruder haben!"

„Liebe Morris!"

„Verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht anders. Ich hasse diesen Menschen, der Ihnen so viel Kummer macht. Ich hätte ihn gestern am liebsten aus dem Hause weisen mögen, als er mit diesem Ladány herkam."

„Was haben Sie denn gegen diesen Ungarn?"

„Nun, unser Diener Stanu hat mir erzählt, daß er Bursche bei einem Kameraden Ladánys gewesen sei,

und daß das ganze Regiment gewußt habe, Ladány sei ein Betrüger und Falschspieler. In seinem Regiment sei er geradezu verachtet und gehaßt gewesen, und man war froh, als man ihm seine Betrügerei einmal zweifellos nachweisen konnte. Es geschah in einem kleinen Kreis von ungarischen Offizieren in Semlin drüben. Sie zwangen ihm ein schriftliches Bekenntnis ab, dann ließen sie ihn unter der Bedingung laufen, daß er sofort seinen Abschied nehme."

„Ja, warum hatte man denn so viel Rücksicht für ihn?" fragte Frau Gerald.

„Das habe ich auch gefragt. Stanu meinte, daß man seines berühmten Namens halber so mild mit ihm umging und weil er gar so gebettelt hat, daß man nicht seine ganze Zukunft vernichten möge."

„Also feige durch und durch," bemerkte hohnvoll die junge Frau. „Und der ist Nikifors Freund!" Lavinia hängte den Frisiermantel über die Stuhllehne. „Sie müssen übrigens heute noch zu packen beginnen."

Unten vor dem Hause hatte ein Wagen gehalten. Frau Morris war an das Fenster getreten und fuhr, nachdem sie einen Blick hinuntergetan, erschrocken zurück. „Der König kommt!" rief sie aufgeregt.

Lavinia war sehr blaß geworden, aber rasch fand sie ihre kühle Ruhe wieder. „Wenn der Besuch Seiner Majestät wirklich mir und nicht vielleicht meiner Tante gilt, so lassen Sie es mich wissen. Jedenfalls aber bitte ich Frau Bogumitsch in den Salon zu kommen," sagte sie, dann legte sie ruhig den schon bereit gelegten Spitzenkragen um und steckte ihre Ringe an.

Noch war sie damit nicht fertig geworden, als Stanu meldete, daß Seine Majestät Frau Gerald um die Ehre einer Unterredung bitten lasse.

Als Lavinia den Salon betrat, begrüßte Frau Bo-

gumitsch soeben den König, und Lavinia bemerkte mit Genugtuung, daß die alte, sonst so freundliche Dame zu geeigneter Gelegenheit einen recht steifen Rücken hatte.

Nachdem auch sie Milan mit einer stummen Verbeugung begrüßt hatte, wandte die Oberstin sich ihr zu und sagte mit ihrer etwas knarrenden Stimme: „Meine Liebe, Seine Majestät ist gekommen, dich des gestrigen Auftritts halber um Entschuldigung zu bitten und — um mit dir allein zu sprechen, wie mir Seine Majestät sehr deutlich zu verstehen ge geben hatte," setzte die alte Dame merklich spitzig hinzu, machte dann ihre Hofverbeugung und verließ den Salon.

Einige Augenblicke lang standen Lavinia und der König einander schweigend gegenüber.

Dann deutete Frau Gerald auf einen der um den riesigen, ovalen Tisch stehenden Sessel und setzte sich. „Was haben Majestät mir zu sagen?" begann sie das Gespräch mit gut gemachter Ruhe.

Jetzt setzte sich auch der König. „Um Vergebung habe ich Sie zu bitten und will zugleich versichern, daß diejenige, die sich so — so aufgeregt gegen Sie benommen hat, gezwungen werden wird, Ihnen volle Genugtuung zu geben."

Lavinia lächelte nur.

Das brachte Milan außer sich. „Sie glauben mir nicht, daß ich die Königin —"

„Majestät, sprechen wir nicht von der Königin," fiel ihm Frau Gerald ins Wort.

„Haben Sie ihr vielleicht schon vergeben, daß sie Ihre Ehre —"

„Sire, bitte, nicht so große Worte! Die Königin hat nur meinen Ruf geschädigt."

„Den ich wiederherzustellen wissen werde!" rief Milan glühend vor Eifer aus.

Wieder lächelte Lavinia. „Das lassen Majestät lieber sein.“

„Warum, o warum weisen Sie mich zurück?“

„Weil Majestät das Unglück haben, die Frauen, die Sie in Schutz nehmen, nur noch mehr zu kompromittieren, als sie vorher schon durch das Interesse, das Sie an ihnen nahmen, kompromittiert waren.“

„Frau Gerald!“

„Majestät, ich bin gewohnt, die Wahrheit zu sagen.“

Der König senkte den Blick. „So spüren Sie es also nicht, daß eine wahre, echte Liebe jetzt zu Ihnen spricht, die Ihnen alles, die Ihnen eine Krone zu Füßen legen will?“

„Nein, ich spüre das nicht, und ich glaube es auch nicht.“

„Lavinia!“ murmelte er schwer atmend.

Da schaute sie ihm ernst in die Augen und sagte: „Heute mögen Sie mich so nennen. Es hat kaum noch eine Bedeutung.“

„Warum keine Bedeutung? — Ich bin Ihnen also nichts — gar nichts!“ schrie er fast.

„Sire, mein König sind Sie!“

Milan sprang empor. Seine Augen leuchteten. Sein soeben noch bleiches Gesicht färbte sich lebhaft. Er war in dieser Minute schön, wunderschön. Selbst Lavinia, die ganz kühl ihm gegenüber geblieben war, fühlte jetzt den unleugbaren Reiz seiner Persönlichkeit, und ganz plötzlich glaubte sie an diese Liebe und an die Größe derselben. Ein Schwindel überkam sie und ein Gefühl des Stolzes bei dem Gedanken, daß es ihr vorbehalten gewesen, das Beste in diesem Manne zu erwecken.

„Wirst du endlich an die Echtheit meiner Liebe glauben, wenn ich, dein König, dir nicht nur sie, wenn

ich dir auch meinen Namen und meine Krone anbiete? Wenn ich dich nicht nur zu meiner, sondern auch zu meines Volkes Königin mache?"

Flehend und innig klang seine Stimme, und seine schönen, dunklen Augen baten wie seine Hände, die er unbewußt gefaltet hatte.

Über das junge Weib kam es wie ein Rausch. Was an Stolz und Eitelkeit in ihr war, flammte hoch auf. Ihre Augen leuchteten. „Königin — Königin!" flüsterte es in allen Winkeln ihrer Seele, und „Königin!" flüsterten auch ihre Lippen. Da beugte Milan seine Kniee vor ihr und streckte seine Arme nach ihr aus.

Doch da erwachte sie schon wieder aus ihrem Taumel. Das Licht in ihren Augen erlosch, die Röte auf ihren Wangen verblich. „Sire, stehen Sie auf. Ein König kniet nur vor Gott."

„Lavinia!" schrie Milan — „Lavinia!" seufzte er.

Im nächsten Augenblick standen sie einander blaß und zitternd gegenüber. Lavinia wußte nun, daß sie so stark nicht sei, als sie in ihrem Stolze immer gewähnt hatte, und Milan wußte jetzt, daß es keinen Weg zu seinem Glücke gab.

Der jungen Frau ward das Zimmer schier zu eng. Schwer atmend trat sie an eines der Fenster und starrte, die Hände ineinander gepreßt, auf den grauen Himmel hinaus.

Dann wandte sie sich in das Zimmer zurück, ging zu dem König hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Milan Obrenowitsch," sagte sie, „ich glaube jetzt an Ihre Liebe, aber niemals, hören Sie, niemals kann ich die Ihrige werden — auch dann nicht, wenn mein Herz Ihnen gehörte, denn ich würde niemals jemand von dem Platz verdrängen, auf den Gott und Sie selbst ihn gestellt haben."

Der König erhob langsam das Haupt. Er starrte sie an, und jetzt war wieder große Spannung in seinen Zügen. „Ist es nur das?“ fragte er ungestüm. „Dann kann ich Ihnen sagen, daß Natalie auch mich von meinem Platz verdrängen will. Noch wissen es nur wenige, daß sie gegen mich konspiriert, daß sie die Regentschaft an sich reißen möchte. O Lavinia, die Frau, die Sie schonen wollen, kennt selbst die Schonung nicht.“

„Und wenn es so wäre, Majestät,“ entgegnete die junge Frau ernst, „ich könnte doch nicht anders handeln, als ich es meinem Gewissen nach tun müßte — selbst dann tun müßte, wenn mein Herz noch frei wäre.“

„Sie lieben ihn also — diesen Ralph Taylor!“ knirschte der König.

Lavinia hatte mehr gesagt, als sie hatte sagen wollen, aber sie war zu ehrlich, das einmal Zugegebene zurückzunehmen. „Ja, ich liebe ihn,“ sagte sie leise, während eine helle Röte in ihre Wangen stieg.

„Und er — er liebt Sie auch?“

„Ich weiß es nicht, ob er ebenso tief fühlt wie ich.“

„Und wenn er nun gar nicht um Sie werben sollte?“

„So wird dieser Umstand an meinem Empfinden nichts ändern.“

Das Leuchten, welches in Milans Augen gewesen war, erlosch nun völlig; die Hoffnung, die durchaus nicht hatte sterben wollen, jetzt war sie tot — so meinte er wenigstens.

Er erhob sich. „Dann haben wir einander also nichts mehr zu sagen?“

„Nichts, Majestät.“

Der König strich sich über das sehr blaß gewordene Gesicht. Dann sagte er in ganz anderem Tone: „Noch eines! Hat Ihnen Natalie geschrieben?“

„Nein.“

„Sie hat es Franassowitsch versprochen.“

„Es tut nichts. In wenigen Tagen verlasse ich Belgrad, und man wird jene Szene auf der Terazia bald vergessen haben, wenn man mich nicht mehr sieht.“

„Aber Sie werden wieder kommen?“

„Wer weiß. Es zwingt mich ja nichts dazu.“

„Nichts? Belgrad ist Ihre Vaterstadt!“

„Der Gedanke an meine Vaterstadt ist mir verbittert worden.“

Milan seufzte. „So soll ich nichts, gar nichts in dieser peinlichen Sache veranlassen?“

„Nichts, Majestät! Ich habe der Königin bereits verziehen.“

„Sie können also verzeihen?“

„Ich muß es wohl können, denn auch ich brauche Milde.“

„Sie?“

„O ja! Haben Sie mich nicht soeben vorhin schwach gesehen? Die Versuchung hat mich nicht stark gefunden.“

„Nun, Sie haben Ihre Kraft sehr schnell wieder zurückgewonnen. — Nein, Lavinia, Sie brauchen niemands Nachsicht. Vielleicht sind Sie eben deshalb so zur Nachsicht geneigt. Und nun gehe ich. Lassen Sie mir wenigstens die eine Hoffnung, daß Sie nicht mit Widerwillen an mich denken.“

Er reichte ihr die Hand und hielt die ihre einen Moment lang krampfhaft fest umschlossen. Erst als sie ihn flehend ansah, bezwang er sich, drückte einen Kuß auf ihre Finger und wollte gehen.

Da aber übermannte ihn noch einmal die Leidenschaft, und er breitete die Arme weit nach Lavinia aus.

Diese jedoch bannte ihn mit ihrem Blick. „Majestät,“ sagte sie ernst, „lassen Sie mich noch einmal ganz frei ein Zitat verwenden. Ich werde Ihrer immer als

eines Mannes gedenken, der besser ist, als man von ihm spricht."

Milan hatte die Arme sinken lassen.

Im nächsten Augenblick war sie allein.

Da ließ die ungeheure Spannung ihrer Nerven nach, sie sank erschöpft auf einen Sessel und — sie wußte selbst nicht recht warum — aber sie weinte.

Es blieb ihr jedoch nicht viel Zeit zur Sammlung, denn noch war das Rollen der königlichen Equipage nicht ganz verhallt, als Nikifor in den Salon trat.

Sichtlich aufgeregt rief er: „Der König war bei dir?"

Die junge Frau fuhr zornig auf. „Was geht das dich an?"

Da lächelte Nikifor höhnisch, strich sich das kecke Bärtchen und entgegnete: „Du hast recht, das geht mich nichts an."

„Wozu bist du dann hierher gekommen? Du weißt, welch peinvolle Erinnerungen deine Gegenwart immer in mir wachruft."

„Das tut mir leid. Du bist eben gar zu empfindlich. Ladány sagte —"

„Behalte für dich, was dieser Herr über mich gesagt hat."

„Oho! Was hast du denn gegen ihn?"

„Sollte es dir unbekannt sein, weshalb er den Dienst verlassen mußte?" fragte Lavinia scharf.

Nikifor zuckte zusammen. „Weißt du es?"

„Es dürfte das Richtige sein, wenn man mir sagte, daß Ladány als Betrüger entlarvt worden sei."

Nikifor war durchaus nicht sehr entrüstet. Er sagte kein Wort auf diese Beschuldigung.

„Und dieser Mensch ist dein Freund!" sagte Lavinia zornig, als Nikifor noch immer schwieg.

. . .

Jetzt lachte er kurz auf. „Das wäre das wenigste, aber er ist auch mein Gläubiger.“

„Wieso?“

„Eine Ehrenschuld ist’s. Ich habe im Spiel an ihn verloren.“

Lavinia lächelte verächtlich. „Er wird dich eben auch betrogen haben.“

Nikifor aber sagte ganz ernst: „Was fällt dir ein! Wenn er mit mir spielt, hütet er sich.“

„Weil auch du diese Schliche kennst.“

„Der Besuch des Königs scheint dich verstimmt zu haben.“

„Laß dieses Thema. Du bist der letzte, dem ich Rechenschaft schuldig bin.“

„Begehre ich sie etwa? Mir steht der Sinn nach etwas ganz anderem.“

„Nach Geld natürlich.“

„Wie gut du raten kannst! Ich sagte dir übrigens schon, daß Ladány mein Gläubiger ist. Und er ist unnachsichtlich.“

„Denkst du denn, ich werde dir immer wieder helfen?“

„Hast du es bis jetzt denn nicht getan?“

„Mir scheint, nicht nur zu meinem, sondern auch zu deinem Schaden. Du wirst immer liederlicher.“

„Aber Lavinia, spricht man so zu seinem älteren Bruder?“ spöttelte er.

„Ich bin es satt, deine Börse zu sein. Lerne dich endlich nach der Decke strecken.“

„Diesmal wirst du mir doch noch helfen müssen.“

„Müssen?“

„Ladány wartet unten.“

„Mag er warten.“

„Er braucht sein Geld.“

„Seines? Du willst wohl sagen das meinige.“

„Laß die Wortspiele. Ich muß Geld haben, sonst —"

„Nun, was geschieht sonst?"

„Sonst droht mir mehr noch als nur schimpfliche Entlassung."

„Nikifor, was hast du getan?"

Der hübsche, jetzt recht blasse Mann setzte sich auf den nächsten Sessel. Er wischte sich über das Gesicht. Nach einer Weile sagte er tonlos: „Ich habe — gestohlen."

„Nikifor!"

Wie ein Seufzer kam es über Lavinias Lippen, und auch ihr versagten die Füße.

Dann herrschte eine Weile Schweigen. Nur das Ticken der Uhr, das Rieseln des Regens und das schwere Atmen der beiden Geschwister war zu hören.

„Sprich weiter!" sagte endlich die blasse Frau. „Dieser Ladány kennt deine Schuld, er hat dich demnach in der Hand?"

„Ja."

„Wieviel hat er dir abgewonnen?"

„Zweihundert Dukaten."

Lavinia erhob sich. Sie verließ den Salon. Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück und legte zwei Rollen auf den Tisch, der zwischen ihr und Nikifor stand.

„Da ist das Geld. Du erhältst es aber nur, wenn du ganz offen gegen mich bist. Du schwörst es mir bei dem Andenken unseres Vaters, bei diesem Andenken, das ja selbst dir heilig sein wird, daß du jetzt wenigstens keine Lüge sagst oder — etwa nur die halbe Wahrheit."

Nikifor atmete auf. „Lavinia, ich verspreche dir, an unseren Vater denkend, daß ich dir die reine, die ganze Wahrheit sage," erklärte er.

„Wogegen ich dir, auch in seinem Namen, verspreche, dich jetzt nicht zu verlassen. — Und nun rede!"

„Ladány ist mein böser Geist.“

„Wieso?“

„Als du mich im Frühjahr nach Europa zurückschicktest, lernte ich ihn in Semlin kennen.“

„Wovon lebt der Mensch?“

„Vom Spiel. Auch ich lebte inzwischen vom Spiel.“

„Ich hatte dir doch fünfhundert Dollars gegeben, damit du zu leben habest, bis du einen Verdienst gefunden hast.“

„Ich habe sie zum größten Teil im Spiel verloren.“

„Du sagtest doch soeben, daß du vom Spiel gelebt hast.“

„Das Glück ist wankend. Man gewinnt, man verliert.“

„Ja, man verliert dabei schließlich sogar die Ehre.“

„Lavinia!“

„Ich glaube gar, du bist noch empfindlich?“

Sadramowitsch biß sich auf die Lippen.

„Wo und wann und was hast du also gestohlen?“ examinierte Lavinia weiter.

„Wo? Im Zimmer der Königin. — Wann? Gestern. — Was? Papiere, die sie kompromittieren,“ antwortete er mit empörender Ruhe.

Lavinia war einer Ohnmacht nahe.

„Woher wußtest du —“ begann sie nach einer Weile, aber sie kam nicht weiter. Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Nikifor begann daraufhin mit großer Ruhe zu berichten, wie er dazu gekommen sei, ein richtiger, gemeiner Verbrecher zu werden. „Ich lernte also Ladány bei meiner Rückkunft kennen. Er ist aber nicht nur ein Spieler, er ist auch ein Politiker von Profession. Natürlich gehört er immer zu jener Partei, welche oben

ist, oder Aussichten hat, nach oben zu kommen — und das ist derzeit die Partei der Königin."

„Keine Nebenbemerkungen! Sei so kurz als möglich!" befahl Lavinia.

„Also kurz! Ladány hat in Erfahrung gebracht, daß die Königin mit einigen Führern der Unzufriedenen verkehrt, mit ihnen in Korrespondenz steht, und daß sie die tiefe Verstimmung, die seit der ja wirklich jämmerlichen Niederlage bei Slivnitza gegen den König herrscht, für ihre Sonderzwecke ausnützen will."

„Und da hat dein edler Freund weiter ausspioniert, daß die Königin unvorsichtigerweise die gefährliche Korrespondenz in ihrem Schreibtische aufbewahrt?"

„So ist es."

„Sie hat also irgend eine untreue, elende Kreatur um sich?"

„Es gibt so viel Untreue auf der Welt!" bemerkte Nikifor philosophisch.

„Nenne mir die Person."

„Ich kenne sie nicht."

„Wie kamst du in das Zimmer der Königin?"

„Ohne jede fremde Hilfe, denn ich habe mich ja orientieren können, und Ladány besaß einen Nachschlüssel zum Sekretär. Die Räume, die ich passieren mußte, waren leer. Der Konak war wie ausgestorben."

„Du fandest die Briefe?"

„Ja."

„Und nahmst sie an dich?"

„Natürlich."

„So — du findest diesen abscheulichen Diebstahl noch natürlich!"

„Es war kein gewöhnlicher Diebstahl. Es war die Aneignung politischer Papiere."

„Aus deren Besitz ihr Geld prägen wollt."

„Stimmt.“

„Es wird also jetzt eine ganz gemeine Erpressung folgen, denn ihr werdet diese unselige Korrespondenz natürlich gegen die Königin verwenden?“

Nikifor schwieg.

„Rede, Unglücklicher! Gib wenigstens zu, daß du es noch zu fühlen vermagst, was ein gemeines Verbrechen ist! Du kannst doch noch nicht gänzlich unzurechnungsfähig geworden sein!“

Nikifor verlor jetzt die Geduld. Sein Gesicht verzerrte sich, und er schlug mit der geballten Hand auf den Tisch. „Also ja!“ zischte er durch die geschlossenen Zähne. „Es war ein Verbrechen, aber die Not zwang mich, das, was Ladány erdacht hatte, auszuführen. Du weißt ja nicht, wie er mir zugesetzt hat, als der Zufall mir diese Anstellung in den Schoß warf, als die Gelegenheit, zu den Papieren zu gelangen, eine so außerordentlich günstige wurde. Du kennst ja die Bedienten. Auch die königlichen sind nichts wert. Wie und durch wen Ladány sich den Wachsabdruck des Schreibtischschlüssels verschaffte, das weiß ich nicht. Du siehst, ich bin — wenigstens nicht das Haupt des Unternehmens.“

„Nein, nur die Hand, die zugegriffen hat. Sie muß ebenso schlecht, aber sie braucht nicht so pfiffig zu sein. — Nikifor, du gewinnst nichts bei mir, wenn du nur das Werkzeug warst. Da ist mir fast der andere noch lieber. Wo habt ihr die Papiere?“

Sabramowitsch zeigte auf die Brusttasche seines Rockes. „Bei mir habe ich sie,“ sagte er listig lächelnd.

„Also hat er sie dir überlassen?“ fragte Lavinia.

„Überlassen? Nein. Ich habe sie einfach nicht hergegeben. Denn wenn ich schon das meiste tat, sie

zu bekommen, will ich auch die Bedingungen vorschreiben können, unter denen sie verwertet werden sollen."

„Was für Papiere sind es denn?" forschte Lavinia weiter. Sie konnte nur mit äußerster Willensanstrengung solch ruhigen Ton anschlagen. Es muß ihr gelingen, diese unselige Korrespondenz an sich zu bringen, denn noch tiefer durfte ihr Bruder nicht fallen. Mit Gewalt konnte sie sie ihm nicht nehmen, in Güte würde er sie kaum hergeben, so blieb nur die List übrig, die List, welche ihr sonst ganz fremd war.

„Was für Papiere es sind?" wiederholte Nikifor zerstreut, denn er bohrte noch immer in der Innentasche herum, in der das Kuvert, das die Papiere enthielt, eingeklemmt zu sein schien. Jetzt endlich hatte er es befreit, hielt es in Händen und beschaute es forschend.

In diesem Augenblick kam Stanu herein.

„Was wollen Sie denn?" rief Lavinia ihm in großer Ungeduld entgegen.

„Herr Oberleutnant v. Ladány bittet vorgelassen zu werden."

Die Geschwister schauten einander einen Moment lang an.

„Er soll sich noch gedulden. Frau Gerald befindet sich nicht wohl. Ich komme sogleich hinunter," sagte Sabramowitsch hastig.

„Nein," entschied seine Schwester, „Herr v. Ladány möge heraufkommen."

Stanu verschwand.

„Du willst ihn empfangen?" fragte Nikifor verwundert.

„Fällt mir nicht ein. Der Mensch muß verrückt sein, daß er jetzt hierher kommen will. Ich rate dir, gib mir die Papiere zur Verwahrung. Ladány scheint zu allem fähig zu sein. Er hat dich zum Dieb gemacht,

aber er wird allein den Nutzen davon haben wollen. Nikifor, sei gescheit! Gib mir die Papiere. Später bestimmen dann du und ich, was damit zu geschehen hat. Bei mir sind sie sicher. Mit diesen zweihundert Dukaten befriedigst du Ladány — und zweihundert andere kannst du dir morgen holen."

In fieberhafter Hast hatte Lavinia geredet, und Nikifor, kein gar zu starker Geist und ein noch schwächerer Charakter, ließ sich ihren Willen suggerieren. Er reichte ihr die gestohlenen Papiere.

Sie langte danach, sie hielt sie schon fest, als im Korridor draußen Schritte laut wurden.

Jetzt ging die Tür auf, Stanu schob die schwere Portiere beiseite und meldete: „Herr Oberleutnant v. Ladány."

Der Angemeldete trat ein.

Er sah eben noch die Schleppe eines fliederfarbenen Gewandes im Nebengemache verschwinden.

Elftes Kapitel.

Es war am Nachmittag. Lavinia saß allein in ihrem Zimmer.

Die zwei Türen desselben waren versperrt. Über den Inhalt der von ihrem Bruder gestohlenen Briefe war die junge Frau aufs höchste erregt. Milan hatte recht gehabt, als er sagte, daß Natalie ihn von seinem Platze verdrängen wolle.

Die Beweise dafür, Briefe, welche an die Königin gerichtet und zwar sichtlich Antworten auf Briefe von ihrer Hand waren, Proklamationsentwürfe und verschiedene andere Schriftstücke, welche sich auf Nataliens geplante Erhebung zur alleinigen Regentin des Landes bezogen, lagen vor Lavinia.

Gleich nachdem sie ihr Bruder verlassen hatte, war sie willens gewesen, sich sofort bei der Königin melden zu lassen und ihr die gestohlenen Papiere zurückzustellen. Aber nach einiger Überlegung gab sie dieses Vorhaben auf.

Nicht weil es ihr zu romantisch schien, der Königin, die ihr so schweres Unrecht zugefügt, heute in dieser Weise gegenüber zu treten; denn sie hätte ihr die Papiere ja einfach anonym zustellen lassen können, sondern weil sie die Intrigen, welche die Königin gegen ihren Gemahl angesponnen, zu nichte zu machen hoffte, wenn sie die Papiere zurückbehielt.

Sehr weit waren Nataliens und ihrer Anhänger Machenschaften noch nicht gediehen, das hatte Lavinia aus den Papieren ersehen; hoffentlich ließen die zum Sturze Milans Verbündeten von ihrer Idee ab, wenn sie jetzt die Angst durchkosteten, die eine drohende Entdeckung ihnen verursachen mußte.

Die Schriftstücke Milan selbst auszuliefern, oder sie ihm übergeben zu lassen, dazu konnte Lavinia sich noch weniger verstehen, denn dieser Schritt würde den Sturz der ja ohnehin so unglücklichen Königin zur unbedingten Folge gehabt haben. Wären Milan, der gerade jetzt gegen seine Gemahlin so schwer gereizt war, diese Beweise ihrer Schuld in die Hände gekommen, dann würde er sicherlich auf sofortiger Scheidung bestanden haben, zu der ja jetzt ein genügender Grund vorhanden war, und ebenso würde er Natalie von Sascha getrennt und aus dem Lande gewiesen haben.

Dazu aber durfte gerade Lavinia, um derentwillen das letzte Zerwürfnis zwischen den königlichen Gatten entstanden war, nicht die Möglichkeit bieten.

Nein — nein, es blieb nichts übrig, als die Papiere einstweilen zu verbergen.

Lavinia packte die Schriften sorgfältig zusammen, und als das kleine Paket wohlverborgen im Schranke ruhte, schrieb sie einen Brief.

Es war ein kurzes, aber inhaltsreiches Schreiben. Es lautete: „Die Dir versprochenen zweihundert Dukaten wird Dir Tante Bogumitsch übergeben. Sie weiß von nichts. Sie wird Dir monatlich zweihundert Dinar auszahlen, wird dies jedoch nur so lange tun, als Du Dich keiner neuerlichen schlechten Handlung schuldig machst. Falls dies geschieht, oder wenn Du mich behelligen solltest, oder wenn Du Ladány dies zu tun gestattest, ihn nicht mit allen Dir zu Gebote stehenden Mitteln abhältst, mir in irgend einer Weise unangenehm zu sein, wird die Verabfolgung dieser monatlichen Zulage sofort eingestellt werden. Versuche es nicht, zu den Schriftstücken gelangen zu wollen. Sie sind für Dich und Deinen würdigen Genossen unzugänglich. Ein Forschen danach würde nur zur Folge haben, daß sie geeigneten Ortes hinterlegt werden würden und daß ihr beide als die Diebe verhaftet würdet. Lavinia."

Nachdem die junge Frau diesen Brief adressiert hatte, schrieb sie noch eine Karte folgenden Inhalts:

„Lieber Freund! Wir reisen morgen früh mit dem ersten Schnellzug nach Budapest. Holen Sie mich rechtzeitig ab."

Der Umschlag, in welchen sie diese Karte steckte, wurde an Deronge adressiert.

Lavinia preßte die Hände vor das Gesicht und blieb so lange Zeit regungslos vor ihrem Schreibtische sitzen.

Dann klingelte sie nach Frau Morris.

„Sie sehen nicht gut aus, gnädige Frau," sagte diese, als sie in das Gesicht ihrer Herrin geschaut hatte.

Lavinia lächelte schmerzlich. „Liebe Morris, ich reise morgen ab."

„Allein?“

„Nein, mit Herrn Deronge.“

„Und ich?“

„Sie reisen mit allem, was ich hierher gebracht habe, am 6. September nach Graz. Im Hotel Daniel treffen wir uns. Mir packen Sie das Allernötigste in den kleinen, grauen Koffer und besorgen mir unauffällig für morgen früh sechs Uhr einen geschlossenen Wagen. Er soll nicht vor dem Hause, er soll am Gartentor halten.“

„Das sieht ja wie eine Flucht aus,“ meinte verwundert die Dienerin.

Lavinia nickte. „Es ist wirklich eine Flucht. — So — und nun bringen Sie dieses Billett sofort Herrn Deronge.“

„Und wenn ich ihn nicht treffe?“

„Sie müssen ihn treffen, wenn nicht jetzt, so doch noch im Laufe des heutigen Tages.“

Als Lavinia wieder allein war, legte sie die Arme auf den Tisch, preßte ihr Gesicht darauf und weinte. —

Gegen Abend brachte ihr Stanu einen Brief.

„Von wem?“ fragte sie.

Stanu zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Ein Zigeunerjunge hat ihn mir am Tor unten gegeben.“

„Gut, Stanu. Sie können gehen.“

Lavinia riß den Umschlag auf. In einer sehr charakteristischen Schrift stand auf einem Zettel, den jener enthielt: „Geben Sie sofort heraus, was man Ihnen anvertraut hat. Widerstand würden Sie schwer bereuen müssen.“

Lavinia wußte, obwohl eine Unterschrift fehlte, dennoch sofort, wer den Zettel geschrieben hatte.

Sie klingelte ihrer Kammerfrau. „Bitte,“ sagte sie zu der rasch Erscheinenden, „sehen Sie nach, ob die

Etiketten noch vorhanden sind, die uns von dem Fest auf der Terazia übrig blieben."

Es waren noch solche vorhanden, und wenige Minuten später hielt die junge Frau sie in der Hand. Deronge, Nikifor und Ladány hatten sie beschrieben.

Lavinia sonderte diejenigen ab, welche ihr Freund und ihr Bruder geschrieben hatten. Die, welche noch übrig blieben, legte sie neben den soeben erhaltenen Zettel.

Die Schrift darauf stammte zweifellos von einer und derselben Hand.

„Schuft!" murmelte Lavinia, sämtliche Etiketten und den Zettel in den zu diesem gehörigen Umschlag schiebend.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen bestiegen Deronge und Lavinia ein Abteil erster Klasse des Belgrad-Budapester Schnellzuges. Der Zug war sehr voll, und es herrschte trotz des frühen Morgens ein ganz besonders lebhaftes Treiben auf dem Bahnhof.

Deronge winkte einen Zeitungsverkäufer heran, und während des kleinen Handels blieb die Tür des Abteils offen.

Frau Gerald beugte sich ein wenig vor. Der alte Mann, welcher die Zeitungen ausrief, hatte einen richtigen Patriarchenkopf. Sie betrachtete ihn mit großem Interesse.

Darüber sah sie etwas anderes nicht, übersah den schlanken Herrn, der, mit ein wenig auffälliger Eleganz gekleidet, auf dem Bahnsteig stand. Dieser Herr winkte jemand im Zuge zu. Jetzt pfiff die Maschine. Der Zug erhielt den üblichen Ruck, die Schaffner warfen die Türen zu.

Da eben traf Frau Geralds Blick den bewußten Herrn. Sie bog sich rasch zurück. Er aber hatte sie

schon gesehen, fing zu laufen an und wollte eben noch auf einen Wagen springen, als ihn ein Bahnbeamter am Arm ergriff und zurückhielt.

Lavinia lehnte halb ohnmächtig in den Polstern.

Der ungestüme Herr, welcher zurückbleiben mußte, war Ladány.

Zähneknirschend schaute er dem Zuge nach, der mit Lavinia Gerald jedenfalls auch die Papiere, die ihm so viel Geld hätten einbringen können, entführte.

Als der Zug im Morgennebel verschwunden war, wandte Ladány sich langsam dem Ausgange des Bahnhofes zu.

Es war ihm ein Gedanke gekommen, der ihn fast zum Rasen brachte.

Es hatte sich ja ein Mann bei Lavinia befunden Wenn dieser Mann Sadramowitsch gewesen wäre, wenn dieser sich und die Papiere vor ihm in Sicherheit gebracht hätte!

Eine Viertelstunde später stand er vor Nikifors Tür. Er nahm sich nicht einmal Zeit, anzupochen. Wie ein Wilder stürzte er in das Zimmer.

Er atmete dann ein wenig leichter. Nikifor Sadramowitsch war nicht abgereist, denn der hübsche Nikifor lag noch im Bette und schien soeben erst erwacht zu sein.

„Was willst du denn so früh?" fragte er noch ein wenig schlaftrunken.

„Lavinia ist soeben abgereist."

Sadramowitsch war jetzt ganz munter. Er richtete sich auf. „Sie ist schon abgereist? Sie wollte doch erst in einigen Tagen wegfahren und —" er fing zu stammeln an — „und die Papiere?"

„Ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß sie mitgereist sind," höhnte Ladány.

Nikifor starrte ihn eine gute Weile an. „Ich muß

sofort zu Tante Bogumitsch gehen," sagte er dann und begann, sich in nervöser Hast anzukleiden.

„Was willst du denn dort? Glaubst du, man wird dir dort auf dem Präsentierteller entgegenbringen, was deine Schwester uns genommen hat?"

„Uns?" fragte Sadramowitsch. „Du vergißt, daß ich allein meine Haut zu Markte getragen habe. Darum gehören die Papiere mir allein, und ich begriff schon gestern nicht, daß du dich darüber, weil ich sie meiner Schwester zur Aufbewahrung übergab, so ereifert hast."

Ladány lachte laut auf. „Das machst du gut!" meinte er scheinbar erheitert. „Die Papiere wären dein? Da muß ich wirklich lachen. War das Ganze nicht meine Idee? Du hast sie nur ausgeführt, weil du dich unauffälliger im Konak zeigen kannst. Du sollst ja auch deinen Anteil haben, aber —"

„Einstweilen haben wir beide nichts," sagte grimmig Sadramowitsch und fühlte dabei doch eine heimliche Freude darüber, daß der überpfiffige Ladány endlich einmal überlistet worden war. Er konnte ein boshaftes Lächeln nicht unterdrücken.

Ladány bemerkte dieses Lächeln und schätzte es ganz richtig ab.

„Ich glaube gar, der Streich deiner Schwester amüsiert dich?" fuhr er Nikifor grob an.

„Ich kann es nicht leugnen."

„Wenn uns doch dabei Tausende verloren gehen können!"

„Sogar sicher verloren gehen."

„Nein, so weit sind wir noch nicht. Wenn deine Schwester die Papiere wirklich mitgenommen hat, was ja kaum einem Zweifel unterliegt, so kann man ihrer Spur folgen."

„Und wenn du meine Schwester gefunden hast, was

wird dann sein? Du kannst sie doch nicht überfallen, kannst ihr doch die Schriften nicht mit Gewalt nehmen?"

Ladánys Miene widersprach dieser Annahme durchaus. Er sah in diesem Augenblick ganz so aus, als könne er auch Gewalt gebrauchen.

Aber er gab dies wenigstens nicht mit Worten zu, denn er sagte: „Ich denke, mit List und Beharrlichkeit werden wir zum Ziele kommen."

„Also was willst du tun?"

„Deiner Schwester folgen. Wohin wollte sie denn reisen?"

„Nach Graz. Sicherlich wird sie sich am 9. September dort befinden. Das ist der Sterbetag unseres Vaters, der während einer Reise in Graz erkrankte, dort starb und dort auch begraben liegt. Mama und auch Lavinia, wenn sie irgend konnte, haben seither jeden 9. September in Graz verlebt."

„Und wird es auch diesmal so sein?"

„Ja. Mama kommt aus Karlsbad und wird mit Lavinia im Hotel Daniel zusammentreffen."

„Glaubst du, daß dieser Herr Deronge deine Schwester begleitet hat? Sie fuhr nämlich nicht allein, sondern es war ein Herr bei ihr. Eine Zeitlang glaubte ich, dieser Herr seiest du."

Nikifor lächelte spöttisch. „Nun, da ich es nicht bin, wird es wohl Deronge gewesen sein."

„Was verbindet denn die beiden eigentlich?"

„Freundschaft."

„Nicht Liebe?"

„Nein. Wenn Lavinia lieben sollte, dann gilt dies einem anderen."

„Du kennst diesen anderen?"

„Er heißt Ralph Taylor und ist ein Verwandter meines verstorbenen Schwagers. Schon drüben bemerkte

ich, daß die beiden einander nicht gleichgültig seien, und vorgestern bei Tisch fiel eine Bemerkung, aus der ich schließen kann, daß Lavinia diesen Taylor in nächster Zeit irgendwo treffen wird."

„Wo denn?"

„Was interessiert denn dich das?"

„Jetzt ist mir alles interessant, was deine Schwester betrifft. Sie ist heute mit dem Budapester Schnellzug gefahren und —"

„Natürlich."

„Warum natürlich? Nach Graz kann sie ja auch über Esseg fahren."

„Bei diesen schlechten Anschlüssen? Das tut doch niemand."

„Also am 9. September trifft man sie in Graz?"

„Ganz sicher. Aber dieser Deronge wird bei ihr sein. Er hat sich ja förmlich zu ihrem Schatten gemacht. Du wirst also nicht an sie herankommen können."

„Will ich auch nicht."

„Sondern?"

„Ich will nur sie oder vielmehr ihre Korrespondenz bewachen."

„Ihre Korrespondenz? Ach, du meinst, daß sie die Papiere irgendwo deponiert hat und daß sie mit ihrer Vertrauensperson in Verbindung bleiben wird?"

„Das war nicht schwer zu erraten," spöttelte Ladány.

„Wir wissen ja aber gar nicht, ob Lavinia die Papiere wirklich mitgenommen hat," sagte Nikifor. „Es ist durchaus nicht unmöglich, daß sie dieselben der Königin zurückgestellt hat."

„Das glaube ich nicht. Wenn der Vorfall auf der Terazia nicht gewesen wäre — dann vielleicht. Aber nach solch einer Beleidigung wird deine Schwester kaum

den Drang in sich fühlen, der Königin einen solchen Dienst zu erweisen."

„Du hast recht. Aber dann wird es mir wahrscheinlich, daß sie die Schriften dem König auslieferte."

„Das läßt sich schon eher glauben. Aber das müßte gestern geschehen sein, und das könnte sie nur in eigener Person getan haben, denn derlei vertraut man niemand an."

„Weißt du denn, daß sie nicht beim König war?"

„Das weiß ich."

„Wieso?"

„Ich habe, nachdem ich mit dir das Haus deiner Tante verlassen hatte, es nicht mehr aus den Augen verloren, denn auch ich dachte daran, daß deine Schwester die Schriftstücke, die du dir auf so alberne Weise hast wegnehmen lassen, Milan übergeben würde. Aber du kannst dich darauf verlassen — sie ist daheim geblieben."

„Ja dann —"

„Dann hat sie die Papiere eben mitgenommen und wird sie unterwegs irgendwo in Sicherheit bringen, denn bei sich behält man natürlich so etwas nicht."

„Das glaube ich auch."

„Jedenfalls wirst du heute noch, wenn du im Konak deinen Dienst antrittst, in Erfahrung bringen können, was für eine Stimmung dort herrscht. Man ist ja dort niemals vorsichtig gewesen. Von der Dienerschaft bis zu den Ministern hinauf weiß jeder, wie es zwischen dem König und der Königin steht, was für ein Wind gerade weht. Du wirst also leicht erfahren können, ob Milan guter Laune, ob Natalie in Ängsten ist, ob sich überhaupt etwas Besonderes im Konak abgespielt hat. Ist der König ruhig, dann wissen wir sicher, daß Lavinia die Briefe bei sich hat."

Sabramowitsch beeilte sich mit seiner Toilette. „Ehe ich nach dem Konak gehe, muß ich jedenfalls mit Tante Bogumitsch sprechen,“ sagte er nervös.

Aber er brauchte gar nicht zur Oberstin zu gehen, denn soeben kam Stanu und überbrachte ihm ein Schreiben.

Da Nikifor die Schriftzüge auf dem Umschlag als diejenigen seiner Schwester erkannte, schickte er Stanu rasch wieder fort.

Der Brief brannte in seiner Hand.

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Diener geschlossen, als Nikifor den Brief aufriß. „Von Lavinia!“ sagte er in hoher Aufregung zu Ladány.

„Nun, was schreibt sie?“ drängte dieser.

„Da, lies selbst!“

Ladány überflog Lavinias Schreiben zuerst hastig, dann las er es noch einmal langsam. „Von ihrem Standpunkt aus hat sie recht,“ sagte er dann, „wir aber, wir werden von dem unserigen aus handeln.“ Er war jetzt ganz unheimlich ruhig. „Nun, zieh dich nur fertig an,“ sagte er, Nikifor die Manschetten reichend, „diesen Rock jedoch nicht, denn du mußt den König um eine Audienz ersuchen lassen.“

„Warum denn?“

„Nun, ich selbst kann nicht gut darum ansuchen,“ spöttelte Ladány, „denn mir würde sie einfach nicht gewährt werden, während es dir, der du das Glück hast, Frau Geralds Bruder zu sein, ein leichtes ist, zu dem König zu gelangen. Und warum du das mußt? Um es dem verliebten Milan begreiflich zu machen, daß es immerhin gut ist, wenn jemand die launenhafte Frau beobachtet, für den König bewacht und — vor der Rache Nataliens schützt.“

„Das alles soll ich Milan begreiflich machen?“

„Das alles und noch ein bißchen mehr.“

„Noch mehr — ah! Er wird nicht einmal dazu zu haben sein.“

„Nicht? Wenn du ihn eifersüchtig machst?“

„Ich fürchte, die beiden haben sich gezankt.“

„Um so besser.“

„Ferner fürchte ich, daß Lavinia —“

„Die Ehre nicht zu schätzen weiß.“

„Sie hat seine Werbung entschieden zurückgewiesen.“

Ladány lächelte. „Könige,“ sagte er, „glauben niemals, daß sie keinen Erfolg haben. Mache nur die Sache geschickt.“

„Dann wird, meinst du, Milan ihr jemand nachsenden?“

„Sicherlich.“

„Bist vielleicht du dieser jemand?“ Der Spott war jetzt auf Nikifors Seite.

Ladány nickte ernst. „Ja, der bin ich.“

„Also dich soll ich vorschlagen?“

„Natürlich. Es kann da ja nur einer von uns in Betracht kommen, und da du deinen Posten wenigstens in der nächsten Zeit nicht verlassen darfst, da du die Stimmung im Konak genau kontrollieren mußt, kann nur ich, dein treuer Freund, es sein, der deine Schwester sozusagen beaufsichtigt und sie vor der Rachsucht der Königin schützt.“

„Warum kommst du denn nur immer wieder auf Nataliens Rachsucht zurück?“ fragte Nikifor.

„Du kannst aber auch gar nicht kombinieren!“ meinte Ladány, verächtlich auf den kleineren Schurken herabsehend. „Selbstverständlich ist Natalie, die das Verschwinden der Papiere ja schon entdeckt haben muß, außer sich, voll Angst, voll Sorge, voll Erwartung der Dinge, die nun kommen können, kommen müssen. Und diese

Sorge, diese Angst, diese Erwartung muß sie verbergen, aber ihre Nervosität, ihre Unruhe, ihre Gereiztheit kann sie nicht verbergen. Sie wird jetzt noch mehr Heimlichkeiten haben, denn natürlich wird sie nachforschen, wer — entschuldige — der Dieb ist."

„Warum soll denn gerade ich dieses Wort entschuldigen?" fuhr Nikifor trotzig auf. „Dich trifft es doch genau so wie mich."

„Wir wollen uns nicht streiten," entgegnete Ladány ein wenig von oben herab, „liegt es ja doch in unser beider Interesse, jetzt an einem Strang zu ziehen. Bedenke immer, daß wir durch diese Papiere ein Vermögen gewinnen können."

Seine Augen flackerten, und auch Nikifors Blicke verrieten eine wilde Gier.

„Wenn du nun schon," fuhr Ladány fort, „die unbegreifliche Dummheit gemacht hast, dir diese Schriftstücke abnehmen zu lassen, mußt du natürlich jetzt alles tun, damit wir sie wieder zurückbekommen. Da du aber so arm an Phantasie bist, so merke auf! Das Verhalten der Königin wird ganz so sein, wie wir es brauchen. Du suggerierst Milan, daß die Ruhelosigkeit seiner Frau auf ihre Eifersucht zurückzuführen ist. Das genügt fast schon. Aber man kann ja noch darauf hinweisen, daß Lavinia gefährdet ist. So, jetzt gehen wir. Auf dem Weg und im Kaffeehause reden wir weiter. Ich habe entsetzlichen Hunger."

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später betrat Nikifor das Arbeitskabinett des Königs.

Milan saß an seinem Schreibtische und sah die Akten durch, welche heute behandelt werden sollten. Er schien ganz in seine Arbeit versunken.

Wohl eine Minute lang stand Nikifor schon an der

Tür, da sagte der König, ohne von dem Bericht, den er gerade unter den Augen hatte, aufzusehen: „Einen Augenblick noch, lieber Sadramowitsch — jetzt bin ich eben in Nisch, aber ich werde gleich bei Ihnen sein."

Derlei Scherze liebte der stets zur Heiterkeit hinneigende Milan.

Sadramowitsch verbeugte sich ehrerbietig lächelnd und sagte ehrfurchtsvoll: „O Majestät!"

Endlich kratzte des Königs Feder auf dem Papier, und als er unterfertigt hatte, wandte er sich seinem Besucher zu.

„Also, Sadramowitsch, was führt Sie zu mir?" fragte er freundlich.

Nikifor Sadramowitsch war kein übler Komödiant. „Majestät," begann er mit leiser Stimme, „ich weiß nicht, wie ich —"

„Reden Sie! Reden Sie nur!" drängte Milan.

„Majestät —" der wackere Nikifor schluckte.

„Es handelt sich um Ihre Schwester?" platzte Milan heraus.

„Ja."

„Was ist's mit Frau Gerald?"

„Sie ist fort."

„Was heißt das?"

„Sie ist heute früh heimlich abgereist."

„Abgereist?"

„Es ist so, Majestät."

Milan sah ganz betreten aus. „Ja, warum denn?" fragte er dann, und seine Aufregung verriet sich im scharfen Ton seiner Stimme.

Nikifor hob die Schultern. „Ich weiß es nicht, Majestät. Ich weiß nur eines."

„Nun?"

„Daß sie sehr unglücklich ist, und deshalb fürchte ich —"

„Was fürchten Sie denn? Was denn?“

Nikifor preßte die Lippen aufeinander. Er wollte jetzt nicht weiter reden, denn er hatte nämlich durchaus nicht zu sagen beabsichtigt, daß er irgend etwas befürchte. Das paßte ja gar nicht in sein Programm, und er konnte diesen Gedanken, wiewohl er seine Wirkung getan, nicht weiter verfolgen. Deshalb mußte er seinen etwas verwirrten Geist erst wieder sammeln.

Milan deutete sich das anders. Er meinte, Nikifor wolle es nicht so direkt heraussagen, daß er bezüglich Lavinias an das Schlimmste denke. Was mußte vorgefallen sein, daß eine solche Furcht überhaupt in Sadromowitsch aufsteigen konnte? „Aber, ich bitte Sie, reden Sie doch! Was fürchten Sie denn?“

Er schüttelte bei dieser fast geschrieenen Frage heftig Nikifors Arm.

Der war jetzt mit seinem Denken schon wieder im richtigen Fahrwasser. Mit einer gewissen Heimlichkeit sagte er: „Ich glaube, sie ist deshalb entflohen, weil sie sich vor — vor —“

„Warum reden Sie denn nicht weiter?“

„Es wird mir so schwer.“

„Gleichviel, was es ist, ich will es wissen.“

Nikifor senkte sein Haupt, nicht so weit aber, daß seine Augen Milans Gesicht nimmer hätten sehen können. „Lavinia fürchtet sich vor Ihrer Majestät der Königin!“

Die Gemeinheit, die ungeheure Gemeinheit war jetzt ausgesprochen.

Milan sah ihn eine Weile starr an, dann sagte er: „Hat Frau Gerald Grund, die Königin so sehr zu fürchten, daß sie deshalb und in solcher Eile mein Land verläßt?“

(Fortsetzung folgt.)





Der Fischotter des Königs Sobieski.

Historische Erzählung von A. D. Borum.

Mit Illustrationen von G. Adolf Closs.



(Nachdruck verboten.)

1.

Johann III. Sobieski, König von Polen, berühmt wegen seiner Siege über die Türken, war in seinen späteren Regierungsjahren — er starb am 17. Juni 1696 — sehr vergrämt und verbittert. Von den westeuropäischen Monarchen fühlte er sich getäuscht, weil sie keine Miene machten, die so heiß ersehnte Erblichkeit der polnischen Krone in seiner Familie anzuregen, mit dem Parlamente und den Großen des Landes gab es ewige Zerwürfnisse, und die fortwährenden Intrigen und Machenschaften seiner Gemahlin Maria, der Tochter des Marquis d'Arquin, die bald für Frankreich konspirierte, bald ihr Vaterland mit leidenschaftlichem Haß verfolgte, mochten ihm auch wenig angenehme Stunden bereiten. Oft zog er sich lange auf eines seiner zahlreichen Güter, am liebsten nach Vysocko, zurück, lebte dort im engsten Kreise und widmete sich, da seine zunehmende Korpulenz kaum einen anderen Sport gestattete, dem Schießen

nach der Scheibe und der Pflege und Zähmung verschiedener Tiere.

So besaß er auch einen Fischotter namens Kubusz, der ihm wie ein Hund nachlief, aus der Hand fraß, auf seinen Pfiff in den Teichen fischte und die Beute redlich abführte und es sich in den königlichen Zimmern — zum großen Ärger der Königin Maria — oft gar zu bequem machte.

Im Frühling des Jahres 1695 weilte die königliche Familie wieder in Vysocko. Es war eine aufregende Zeit, denn in kurzem sollte die einzige Tochter Sobieskis, Therese Kunigunde, Haus und Land verlassen und dem Kurfürsten Maximilian von Bayern in sein fernes Land folgen. Nach hergebrachter Sitte wurde im Schlosse zu Vysocko eifrig an der Ausstattung der jungen Braut gearbeitet, und sämtliche Hofdamen beteiligten sich daran.

„Aber Soszinka," neckte Therese ihre Freundin Sophie Grzesicka, „du sprichst ja kein einziges Wort! Was ist dir denn schon wieder über die Leber gelaufen? Sonst warst du immer die Lustigste von allen, und jetzt hängst du den Kopf wie eine welke Butterblume!"

„Bescheidenheit ziemt dem Geringen im Verkehre mit Großen," antwortete statt der Angeredeten die Gräfin Wielopolska. „Sophie weiß eben, wie sie sich im Kreise von Königlichen Hoheiten und der ersten Damen des Landes zu betragen hat — sie, die als Tochter eines einfachen Landedelmanns unserer Gesellschaft gewürdigt wird."

„Ach was! Bei uns in Polen heißt es:

So klein ist noch kein Edelmann,
Daß er nicht König werden kann!"

entgegnete schlagfertig die Königstochter und künftige Kurfürstin von Bayern.

„Nun, in Deutschland, meine Liebe, wirst du von deinen Ansichten schon kuriert werden!“ erwiderte die Gräfin Wielopolska etwas spitz.

„Beruhige dich nur!“ tröstete die Königin Maria. Sie war die leibliche Schwester der Gräfin, der Gemahlin des Krongroßfeldherrn. „Wir sind eben leider in Polen und nicht in Bayern oder gar im sonnigen lieben Frankreich.“

„Leider — leider!“ Die Gräfin schürzte verächtlich die Lippen.

Sophie Grzesicka war über und über rot geworden, und in ihren großen Augen perlten zwei helle Tränen.

„Nicht weinen, meine Gute!“ schmeichelte das Königskind. „Wenn ich einmal in Bayern die Landesmutter bin, mache ich dich auch zur Gräfin,“ flüsterte sie dem Mädchen ins Ohr.

„Ich kann leider nicht mit nach Bayern, Königliche Hoheit,“ gab Sophie ebenso leise zurück.

„Du willst hier bleiben, willst mich wirklich verlassen?“

„Es ist eben ein Magnet da, der Fräulein Sophie zurückhält,“ mischte sich eine Dame, die sehr feine Ohren haben mußte, in das leise geführte Gespräch. „Ein gewisser Kornett bei den Dragonern des Grafen Maligni. — Nicht?“

Sophie blickte die Sprecherin vorwurfsvoll an, erwiderte aber nichts.

„Der Kornett Strem vielleicht?“ fragte Therese.

„Er ist's, Königliche Hoheit, der uns unsere Sophie entführen will“

„Ei — ei, Soszinka!“ drohte Therese. „Und mir, deiner Herrin und Freundin, sagst du nichts?“

„Es ist ja gar nicht wahr!“ schluchzte diese auf und verließ schleunigst den Saal.

„Es ist doch richtig," beharrte die Hofdame auf ihrer Behauptung. „In Krakau haben sie Bekannt-



schaft gemacht, sind auch in Warschau zusammen gewesen, aber —"

„Wie sagten Sie doch, meine Teure?" fragte die Gräfin Wielopolska. „Ein Kornett? Nicht einmal Offizier! — Sprechen wir von etwas anderem."

„Ein sehr gebildeter Kornett ist's, verehrte Tante," nahm Therese Partei. „Er ist der deutschen und französischen Sprache mächtig, hat sich im Feld sehr hervorgetan, ist überall verwendbar und —"

„Und trotzdem noch immer Kornett!"

„Bei uns müssen eben die Offiziersstellen leider gekauft werden, und für einen Nichtedelmann, wie Strem, ist die Taxe eine sehr hohe."

„Das weiß ich," warf die Wielopolska leicht hin. „Ein wahres Glück ist diese Einrichtung in diesem traurigen Lande."

„Aber ich habe gehört," ergriff jetzt die Königin das Wort, „daß Herr Strem an den Reichstag die Bitte eingebracht und mit der nötigen Summe belegt hat, sich den Adel und eine Leutnantsstelle kaufen zu dürfen."

„Woher sollte denn der das Geld haben? Ich kenne die Familie, arm wie Hiob ist sie!" meinte die Hofdame, welche die Nachricht zuerst berührt hatte.

„Nein, ich irre mich nicht!" beharrte die Königin. „Ich sah die Dokumente in des Königs Kanzlei liegen. Er soll sie mit seiner Unterschrift bekräftigen."

„Wie groß ist denn die Taxe?"

„Viertausend polnische Gulden."

„Die wird er sich irgendwo ausgeliehen haben."

„Viertausend Gulden gibt in diesem armen Lande kein Mensch einem vermögenslosen Kornett," erklärte die Gräfin Wielopolska.

„Teuerste Mama," unterbrach Therese das Gespräch, „wie wäre es, wenn wir heute die Nähstunde aufheben würden? — Es dämmert ja schon."

„Wie du willst, mein Liebling," entgegnete Maria. Sofort standen alle Damen, die genäht, gestickt und geschneidert, noch aber viel mehr den lieben Nächsten durchgehechelt hatten, auf, machten vor der davon-

rauschenden Majestät ihre steifen Komplimente und verließen nach ihr, in strenger Reihenfolge nach Rang und Adel, das Gemach.

Therese fand ihre Freundin Sophie in ihrem Zimmerchen tief erregt und mit verweinten Augen.

„Was ist dir, meine Liebe?“

„Nichts, gar nichts, Königliche Hoheit! Nur passe ich nicht hinein in den hohen Zirkel, wo man mich über die Achsel anschaut, mich mitleidig duldet und —“

„Genügt es dir nicht, wenn die Tochter des großen Königs dich durch ihre Freundschaft auszeichnet?“ fragte Therese mit leisem Vorwurf.

„Ach, Königliche Hoheit sind ja so gut wie ein Engel!“ rief Sophie, und weinend verbarg sie ihr Gesicht in den Händen.

„Ich habe eine Frage an dich zu stellen, Sophie. Wirst du sie mir redlich und aufrichtig beantworten?“

„Habe ich je Eure Königliche Hoheit belogen?“

„Nein — nein, gute Sophie. Auch jetzt wirst du alles sagen.“

„Fragen Sie, Königliche Hoheit.“

„Du bist eine Waise, dein Vater ist vor Wien bei Verteidigung des Königs gefallen, und zum Danke dafür ließ dich der König sorgsam erziehen und berief dich an den Hof, wo du mir eine wahre Freundin geworden bist —“

„Hoheit zeichneten mich immer besonders aus.“

„Du hast noch Verwandte in Polen?“

„Ich hatte einen einzigen entfernten Oheim, den Kastellan in Sandomierz.“

„Richtig. Er ist im Vorjahre gestorben, und du hast gegen viertausend Gulden von ihm geerbt?“

Sophie wurde unruhig, sie wußte nicht, wo das hinaus sollte.

„Ist es richtig so?“

Ein stilles Nicken war die Antwort.

„Und willst du mir nicht sagen, was du mit dieser Summe gemacht hast?“

Sophie antwortete nicht, sondern sah zitternd und bebend zu ihrer Herrin hinauf.

„Oder soll ich es dir sagen? — Du hast das Geld dem Kornett Strem gegeben, damit er sich die Leutnantscharge kaufen kann.“

„Er weiß aber nichts davon.“

„Wieso?“

„Er zerbricht sich vielleicht den Kopf, wer der Gönner ist, der ihm die Mittel zur Erfüllung seines heißesten Wunsches gegeben. — Er glaubt, der König oder der Graf Maligni sei es.“

„O, du gutes, liebes Mädchen!“ rief die Prinzessin gerührt, zog das Mädchen an sich und küßte es herzlich. „Weißt du denn, wie groß du eigentlich gehandelt?“

„O, ich bitte Königliche Hoheit, mich nicht zu verraten. Strem soll es nie erfahren, woher das Geld stammt.“

„Aber wenn er nun sein Ziel erreicht hat und dann dich nicht mehr will?“

„Er will, Hoheit, er will!“ Das sprach Sophie so herzig, so vertrauensvoll in die Liebe und den Charakter ihres Geliebten, daß Therese sie noch einmal in ihre Arme schloß.

„Wie glücklich seid ihr, ihr nicht im Purpur Geborenen! Ihr werdet geliebt und liebt, wie es euer Herz eingibt. Ich aber muß einen Mann heiraten, den ich noch gar nicht gesehen habe,“ seufzte die Prinzessin.

„Er ist gewiß Eurer Hoheit würdig, ein edler, guter

und schöner Mensch," suchte Sophie ihre Herrin zu trösten, und beide jungen Mädchen küßten und liebkosten einander wiederholt.

Plötzlich fuhr Therese auf. „Ich habe eine Idee! — Möchtest du deinen Geliebten hier haben?"

„Aber das geht ja gar nicht, denn er ist in Warschau in Garnison."

„Aber hier ist ein Kommando der Königin-Dragoner zum Wach- und Ehrendienst. Man ruft ihn einfach her."

„Geht denn das?"

„Alles geht, meine Liebe, wenn man nur will!" belehrte altklug die junge Königstochter. „Ich stecke mich hinter Onkel Maligni.*) Der ist ja Kommandant der Dragoner, und der tut mir alles zu liebe, wenn ich ihn recht schön bitte."

„Wie jedermann. — Gott segne Eure Königliche Hoheit."

2.

Graf Ludwig Maligni, der in Abwesenheit des Königs dessen Privatgeschäfte in Warschau führte, hatte aus Bayern Nachrichten empfangen, daß die Abgesandten des Kurfürsten, welche die endgültigen Verhandlungen abschließen und die Braut abholen sollten, bereits unterwegs seien. Auch erhielt er ein fein gekritzeltes Billett von Therese aus Vysocko, worin sie ihn bat, den Kornett Michael Strem dorthin zu kommandieren.

Aus verschiedenen Gründen war ihm das nicht ungelegen; und da er selbst bei dem zu erwartenden Familienfeste anwesend sein wollte, befahl er Strem, ihn nach Vysocko zu begleiten.

Auf dem stillen, weltabgelegenen Gute wurde er

---

*) Graf Maligni war der Bruder der Königin.

sogleich von seinem königlichen Schwager in Beschlag genommen, beide schossen zusammen nach der Scheibe, wobei meist der König Sieger blieb, und spielten das Brettspiel „langer Puff", wobei gewöhnlich der Graf gewann.

Strem aber suchte, so oft er konnte, mit seiner Sophie zusammen zu sein.

Eines Abends begleitete Strem seine Braut von einem Krankenbesuche aus dem nächsten Dorfe in das Schloß. Er hatte wie gewöhnlich seine Jagdflinte bei sich, führte doch der Weg an der großen Reihe von Seen und Teichen vorbei, wo sich zahlreiches Geflügel, Wildenten und Wildgänse oft zu Hunderten befanden. Als am königlichen Hofe bedienstet, stand ihm die Jagd frei.

Sophie ging als königliche Hofdame voraus, Strem folgte in respektvoller Entfernung.

„Machen Sie doch keine Geschichten, Herr Kornett, und geben Sie das lakaienhafte Nachlaufen auf! Hier sieht uns niemand. — Kommen Sie also zu mir, und gehen wir miteinander."

„O wie gerne tue ich das, mein Fräulein. Allein es ist nicht Vorschrift. Ich bin ja nur einfacher Kornett, und Fräulein sind Hofdame der königlichen Prinzessin."

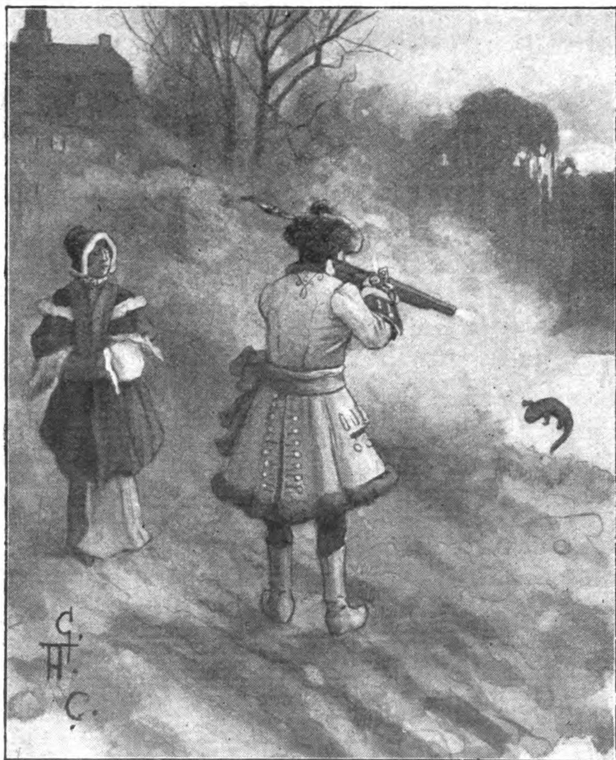
„Aber hier sieht es ja kein Mensch!"

„Wer weiß! — Ich muß jetzt doppelt vorsichtig sein, denn mein Gesuch liegt in der königlichen Kanzlei. Die geringste Unzufriedenheit meines Königs würde sofort einen Strich machen durch meine hochfliegenden — bald hätte ich gesagt unsere hochfliegenden Pläne."

„Sagen Sie getrost: unsere Pläne! — Aber kommen Sie endlich näher, damit Sie mir, wenn ich falle, gleich helfen können. Ich fürchte mich auch allein zwischen den Wassern auf dem Damme."

„Ja, wenn es so ist, muß ich wohl gehorchen!" rief

Strem, kam eilig näher, und die beiden Glücklichen plauderten nun miteinander, wie zwei Verliebte eben zu plaudern pflegen.



Plötzlich schrie Sophie erschrocken auf. Ein Fischotter, einen großen Fisch im Maule, war eben den Damm heraufgekommen, stutzte knapp vor den beiden Wanderern, wandte sich dann um und trottete im gemächlichen Lauf vor ihnen her.

„Warte, du Fischdieb!“ rief Strem, schon lag die Flinte an der Wange, der Schuß krachte, und der Fischotter machte einen Satz nach vorne, überschlug sich und lag zuckend auf der Mitte des Dammes.

„So gut kommt der Fischotter selten dem Jäger,“ rief Strem, auf das erlegte Tier zuschreitend. „Aber, was soll denn das heißen?“ fuhr er erstaunt fort, als er das schöne Tier aufhob. „Der Otter trägt ja ein Kettchen am Halse.“

„Mein Gott!“ stöhnte Sophie. „Es ist des Königs Fischotter, den Sie getötet haben!“

„Des Königs Fischotter?“

„Sehen Sie hier am Kettchen das kleine Schild mit den königlichen Initialen? O, daß ich Sie nicht verhindert habe, zu schießen! Mein Gott — mein Gott, dieses Unglück!“

„Nun, so schlimm wird es doch nicht sein! Ich bitte den König, meinetwegen kniefällig, um Gnade und Verzeihung.“

„Da kennen Sie den Jähzorn des Königs nicht. Er ist im stande, Sie eigenhändig niederzuschießen.“

„Wie?“

„Ach gewiß. Namentlich wenn es sich um seinen Fischotter handelt, den er so sehr geliebt hat. Er wird schrecklich in seinem Zorn. Das geringste ist, daß er Sie sofort zurückschickt. Ihre Bitte um Beförderung zum Offizier ist jedenfalls vergeblich.“

„Das wäre schlimm für uns, teuerste Sophie!“

„Den Sohn eines ruthenischen Geistlichen hat er durch Lakaien halbtot prügeln lassen, weil durch seine Schuld eine sprechende Elster davonflog.“

Nun ward Strem doch unruhig. „Ich bin nicht Edelmann und noch nicht Offizier, aber sollte mir das bevorstehen, lieber erschieße ich mich sogleich!“ sagte er dumpf.

„Was reden Sie da für gottloses Zeug! Das werden Sie nicht tun! — Es muß uns glücken, einen Ausweg zu finden.“

„Verscharren wir das Tier, und schweigen wir darüber.“

„Das ginge vielleicht. Doch nein, es geht nicht. Wir sind bereits entdeckt. Da kommt der Graf Maligni.“

In der Tat kam der Bruder der Königin den Parkweg entlang im Gespräch mit dem eben zu Besuche am königlichen Hoflager weilenden Fürsten Joseph Szumlanski. Er bemerkte die beiden, begrüßte das Fräulein vertraulich und winkte dem Kornett freundlich zu. „Hier, lieber Fürst, stelle ich Ihnen den Kornett Strem vor, einen tüchtigen Soldaten. Er wird jetzt bald Offizier, sein Patent liegt bereits in der königlichen Kanzlei.“

„Gratuliere, gratuliere!“ näselte der alte Fürst. „Und dann gibt's wohl Hochzeit? Was?“

Da schluchzte Sophie laut auf, warf sich vor beiden Herren nieder und begann weinend und händeringend um Gnade und Vermittlung zu flehen.

Als Maligni endlich die Ursache erfahren, wurde er sehr ernst, und auch der alte Fürst zuckte verlegen die Schultern.

„Das ist eine böse Sache, meine Liebe. So viel Einfluß haben wir nicht auf den König.“

„Ich muß Sie sogar arretieren, lieber Strem,“ fügte der Graf hinzu. „Da hilft nichts. Verfügen Sie sich auf Ihr Zimmer, bis Sie weiteres von mir hören. Vorher aber verbergen Sie Ihre Jagdbeute, damit sie wenigstens vor morgen niemand findet. Ich will zur Königin gehen, vielleicht fällt uns etwas ein, das Sie retten kann.“

„Ja, die Königin ist gut, die wird uns helfen. Und ich falle der Prinzessin zu Füßen," rief Sophie.

„Nun, und wenn alle Stricke reißen, so werde ich dem König die Kugel zeigen, die mir an seiner Seite bei Wien den Arm zerschmettert hat.*) Sie war ihm zugedacht. Er versprach sie mir einst einzulösen. Noch ist das nicht geschehen!" erklärte tröstend der alte Fürst.

„O Dank, tausend Dank!" riefen Strem und Sophie in einem Atem.

Der Kornett verbarg das tote Tier in einem kleinen Zielerhäuschen zunächst des königlichen Schießstandes, und dann begab er sich besorgt und angsterfüllt in seine Wohnung, während Sophie die beiden Würdenträger zur Königin begleitete. —

Es war ein sehr schwieriges Unternehmen, hier einen geeigneten Ausweg zu finden. Ein Geständnis dem König zu machen, wäre zwar rechtlich, aber höchst gefährlich gewesen, denn Sobieski war furchtbar jähzornig, griff sofort zum Säbel oder zur Reitpeitsche und verschonte in seiner Wut selbst Offiziere und Edelleute nicht.

Aber der um Ränke und Intrigen nie verlegene Maligni fand doch einen Ausweg. „Der König muß selbst seinen unseligen Fischotter erschießen!" erklärte er endlich nach langen Erörterungen der Königin.

„Wie das? Selbst erschießen? Das Tier ist ja doch schon tot?"

„Nur einen Moment Geduld, meine Herrschaften!" fuhr der Schwager des Königs fort. Und je länger er alle Einzelheiten seines Planes schilderte, um so einleuchtender wurde dieser den Zuhörern.

---

*) Diese Kugel hängt in einem vergoldeten Schilde mit der betreffenden Legende im Dom zu Lemberg.

Nur Therese Kunigunde blickte traurig und unentschlossen vor sich hin. „Onkelchen," begann sie endlich, „ich kann den guten Papa nicht belügen, und das käme doch darauf hinaus."

„Nein, Purpurina,*) das sollst du auch nicht. Es schickt sich allerdings nicht für das Kind, gegen den Vater zu intrigieren, wenn es auch einer guten, edlen Sache gilt, und es ist genug, wenn ihr beide, die Königin und du, euer Gewissen mit Schweigen belasten. Was aber Strem anbelangt, so darf er als angehender Offizier diese Stellung nicht durch Lüge und Verrat an seinem König erkaufen. Ihn lassen wir ganz aus dem Spiele. Ich allein führe die Rolle durch und trage auch die Verantwortung. Im Notfalle nehme ich die Schuld auf mich."

„Das ist edel gedacht und noch edler gehandelt," lobte der Fürst Szumlanski.

„Das Wohl und Glück zweier Menschen wiegen meine Handlungsweise schon auf, und außerdem möchte ich unserem guten König eine schlimme Stunde ersparen."

Noch spät am Abend trug der Graf höchst eigenhändig den armen Kubusz vorsichtig und ungesehen zum Wasser und warf ihn dann in den Teich, nachdem er vorher die Fährte desselben auf dem Boden so abgedrückt hatte, daß sie deutlich zu erkennen war.

3.

Am nächsten Morgen regnete es fein und durchdringend vom tiefgrauen Himmel herab, ein echter polnischer Landregen, der die Aussicht eröffnete, vor einer Woche nicht aufzuhören.

Die königliche Familie und deren Gäste versammel-

*) Kosename der Prinzessin.

ten sich an solchen Tagen gewöhnlich in einer Art Wintergarten, von dessen Vorhalle aus man auch nach der Scheibe schoß, wozu deren zwei Fenster als Schießstände dienten. Die Schußlinie führte etwa hundert Schritte in einer Allee von damals noch jungen Linden, welche die Königin Maria eigenhändig gepflanzt hatte.*) Dann setzte sich die Schußlinie etwa noch dreißig Schritte fort und endete am Teich. Alle Schüsse, die zu weit oder hoch gingen, fielen in das Wasser ein.

Der König Sobieski war sehr schlechter Laune, wie immer, wenn er ans Zimmer gefesselt war, und ging brummend und gähnend in der Halle auf und ab, während die Damen sich mit Handarbeiten beschäftigten.

„Ein scheußliches Wetter!" schimpfte er. „Das wird nun so vier oder fünf Tage weiterplätschern. — Schöner Empfang für unsere bayrischen Gäste!"

„Bis die kommen, wird es sich schon wieder aufhellen. Wie wäre es, wenn wir ein wenig nach der Scheibe schößen?" meinte Maligni.

„Na, meinethalben! Wollen also ein paar Lot Pulver verknallen. — Kabinettschießen — was? Den Punkt um einen guten Gulden?"

„Zu teuer, Majestät, viel zu teuer!" lachte Maligni. „Gegen einen solchen Schützen wie König Sobieski verliert jeder. — Höchstens um einen Mariengroschen."

Der König nickte geschmeichelt, denn der alte Herr war sehr eitel auf seine Geschicklichkeit als Schütze.

Das Schießen begann. Der Fürst Szumlanski zog den größten Strohhalm und schoß zuerst. Er machte sieben Kreise. Dann schoß Maligni, aber nur fünf Kreise und zog sich kopfschüttelnd vom Stande zurück.

---

*) Jetzt stehen nur noch sieben dieser zu herrlichen Riesenstämmen erwachsenen Bäume.

„Ihr seid mir schöne Schützen!“ spottete der König. „Ich will euch zeigen, wie man schießt.“

Er nahm das schwere Radschloßrohr, legte es an die Schulter und zielte bedächtig.*)

In dem Moment aber, als das Schloßrädchen kreischend ablief, schrie plötzlich Maligni ein erschrockenes: „Halt ein!“ Der König zuckte zusammen, wodurch im gleichen Momente das Gewehr sich dröhnend entlud.

„Was sollen das für Dummheiten sein!“ schrie er erbost zum Schwager hinüber. „Du möchtest wohl deinen Groschen retten! Das ist — ich möchte sagen — perfide gehandelt.“

„Verzeihung, Majestät, tausendmal bitte ich um Verzeihung! Der Mensch kann seinen Gefühlen nicht immer Zwang antun, und so entfuhr mir der unglückselige Ausruf, als eben vor Lösen des Schusses sich etwas in der Schußlinie bewegte.“

„Unsinn! Ich habe nichts gesehen.“

„Weil Majestät zu sehr mit der Scheibe beschäftigt waren. Hier vom anderen Fenster konnte man das Tier deutlich sehen,“ beharrte Maligni.

„Also ein Tier war es, das mir zu einem Fehlschuß verhalf? Hat noch jemand dieses Tier gesehen?“

Die anwesenden Herren und Damen zuckten schweigend die Achseln.

„Es schien mir kein gewöhnliches Tier,“ versetzte Maligni mit Betonung. „Es war ein Fischotter. Ich kann mich ja täuschen, aber ein metallisches Blitzen in der Halsgegend —“

„Donner und Blitz! Du willst doch nicht behaupten, daß es mein Kubusz gewesen ist?“ rief der König erschrocken.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Behaupten — behaupten? Das ist schwer. Aber möglich wäre es schon.“

„Und was geschah weiter?“ fragte der König aufgeregt.

„Das Tier lief noch einige Schritte und verschwand dann im Teich. Es schien getroffen zu sein. Der Pulverrauch des abgegebenen Schusses nahm mir dann die Aussicht, so daß ich nichts weiter sah.“

„Merkwürdig — sehr merkwürdig! Was der gute Maligni für Augen hat!“ spottete der König mit verhaltenem Ärger, aber ein leises Befürchten der Möglichkeit, daß die Angelegenheit doch so stehe, klang durch seine Stimme.

Der Graf antwortete nicht, und auch die anderen verblieben in schweigender Haltung.

„Nun denn! Sehen wir uns die Geschichte näher an!“ entschied Sobieski, warf einen Mantel um, und gefolgt von Szumlanski und dem Grafen ging er hinter die Scheibe.

Richtig, da war ein wenig Blut, vom Regen schon verwaschen, einen Schritt weiter ein Abdruck im lehmigen Boden, der deutlich bewies, daß das getroffene Tier sich im Todeskampfe überschlagen habe, und dann noch einige Fußspuren, die zum Wasser führten.

Als kundiger Jäger prüfte der König genau die Fährten. Es war kein Irrtum. Ein männlicher Fischotter war das gewesen und aller Wahrscheinlichkeit nach in den Kopf geschossen. Sobieski stieß einen kernigen Fluch aus.

„Aber, mein Herr und König,“ besänftigte der Fürst, „wegen einem Tier!“

„Wenn es aber wirklich mein Kubusz gewesen wäre?“

„Er ist auch nur ein unvernünftiges Tier! Und

übrigens — solange wir nicht den Körper haben, kann man nichts sagen."

Im finsteren Schweigen schritt der König zum Stande zurück, ergriff den kunstvoll eingelegten Stutzen und schmetterte ihn wuchtig zu Boden. „Du bist schuld, elendes Rohr!" rief er dabei.

Vergebens suchten die Königin und der Fürst den König zu beruhigen. Plötzlich rief er nach dem Tierwärter Janek.

Dieser erschien ahnungslos, verneigte sich tief vor seinem Herrn und bat um dessen Befehle.

„Wo ist Kubusz?" herrschte ihn der König an.

„Wo wird er sein, hochmächtiger Herr und König! Er wird wieder auf eigene Faust jagen, was er so gerne tut. Eure Majestät weiß ja, daß er oft drei, vier Tage ausbleibt."

„Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?"

„Gestern mittag, Majestät."

„Marsch, du Hundesohn, und such ihn! Sofort bringe ihn her!"

Erschrocken lief der Alte davon. In höchst verdrießlicher Stimmung blieb der König in seinem kleinen Kreise, und es war sehr gefährlich, den gereizten Herrn anzusprechen.

4.

„Sie sind aus dem Arreste entlassen," rief Maligni dem trübsinnig auf seiner Stube sitzenden Strem zu. „Die Sache ist geebnet — wie, das geht Sie nichts an. Man sucht eben den Körper des armen Kubusz. Ich habe ihn im Wurzelwerk der Weide, die in der Schußlinie steht, verborgen. Sorgen nun Sie dafür, daß man ihn dort findet, aber nicht vor vier bis fünf Stunden. Dann bringen Sie die Meldung und meinet-

wegen den Fischotter selbst dem König, der Ihnen dafür noch dankbar die Hand drücken wird."

Ehe der bestürzte Kornett eine Antwort geben konnte, hatte sich Maligni schon wieder entfernt und war wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt.

Man versuchte hier, den König aufzuheitern, aber da Stunde um Stunde verging, ohne daß eine Nachricht über Kubusz kam, ward sein Bedenken, daß er vielleicht doch seinen Liebling selbst erschossen habe, immer stärker, und schließlich versuchte auch niemand mehr, ihm dies auszureden.

Selbst ein erlesenes Mahl — Sobieski war ein großer Gourmand und Vielesser — hatte nur unmerklichen Einfluß auf die Stimmung des Königs geübt, und als letztes Mittel schlug endlich Fürst Szumlanski eine Partie „langer Puff" vor.

Bald klapperten denn auch die Würfel, und der König war bald in großem Vorteil seinem heute merkwürdig ungeschickten Partner gegenüber.

Da meldete der Kammerdiener den Kornett Strem an, und Sobieski ließ ihn sofort vor.

Strem brachte in kurzer militärischer Art die Meldung, daß er die Leiche des Fischotters gefunden habe.

„Und ist es wirklich mein Kubusz?" fragte atemlos der König.

„Es ist der Fischotter Eurer Majestät, dem das Unglück passierte."

Die Königin und Therese Kunigunde liefen auf den König zu und ergriffen seine zitternden Hände.

Aber seine Erregung war nur kurz; sanft wehrte er die Damen ab und sagte in scheinbar gleichgültigem Tone zum Kornett: „Es ist gut. Ich danke Ihm. Lasse Er eine Pelzhaube für Seine Herzallerliebste

aus seinem Felle machen. — Lieber Fürst, Sie sind jetzt am Zuge."

Alles staunte, denn man hatte einen schrecklichen Wutausbruch befürchtet.

„Majestät," unterbrach da der Kornett die peinliche Stille, „darf ich mir die Gnade ausbitten, einen neuen Fischotter für Eure Majestät zu zähmen?"

Sobieski blickte auf und in das gebräunte Gesicht des Kornetts, das ihm erst jetzt auffiel. „Meiner Treu und Seligkeit! Der Mann hat recht. — Wie heißt Er denn? Ich meine das Gesicht zum ersten Male zu sehen."

„Michael Strem, Majestät. War schon als junger Bursche mit vor Wien."

„Strem — Strem? — Wo habe ich den Namen doch gelesen?"

„In der Kanzlei liegt ein Dokument über ihn. Der Kornett hat um die erledigte Leutnantsstelle in meinem Regimente nachgesucht, den Kaufpreis erlegt, und das befürwortete Gesuch harrt nur noch des Signums des Königs," beeilte sich Maligni zu antworten.

„Man bringe mir die Papiere sofort her."

In einem Augenblick war der Graf mit den Dokumenten wieder zurück. Der König las flüchtig, nahm die Feder und schrieb nebst einigen Zeilen mit kräftiger Hand seinen Namen darunter.

„So, Herr Leutnant, ich gratuliere. Und da ich heute für mein gottloses Fluchen wegen des Verlustes eines unvernünftigen Tieres eine Buße tun muß, so zahle ich Ihm die Offiziersta̤xe aus meiner Tasche."

Der neue Leutnant stotterte einige heiße Dankesworte, die Königin wischte sich eine Träne aus den Augen, und die Prinzessin stürzte auf den Vater los, küßte ihm die Hand und rief weinend: „O, Papa! Du bist so gut, so gut! Und wir anderen — wir —"

„Na, was ist's mit den anderen?" Der König streichelte sein Lieblingskind.

„Wir sind alle schlecht, wir lügen dich an."

„Nun, so arg ist's wohl nicht," lenkte der Fürst



ein. „Allerdings sind die Tugenden des Königs Berge gegen unsere Sandkörner."

— — — — — — — — — — — —

Die Ankunft der bayrischen Gesandten verzögerte sich noch einige Wochen. Als sie endlich kamen und dem Könige sein Liebstes entführten, war er stark und

zeigte keine Schwäche. Er unterhielt die deutschen Gäste so gut er konnte, und besonders waren diese über die Künste eines zahmen Fischotters entzückt, den der Dragonerleutnant Strem für den König abgerichtet hatte.

Beim Abschiede konnte sich die Prinzessin kaum von ihrem Vater trennen, immer wieder hing sie an seinem Halse. Sie hatte offenbar etwas auf dem Herzen, und das mußte heraus.

„Papa," stammelte sie endlich, „du — du hast den vorigen Fischotter, den Kubusz, nicht selbst erschossen, sondern —"

„Sondern?" fragte der König erstaunt.

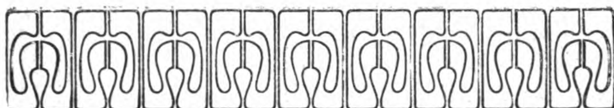
„Das kann ich dir nicht sagen, liebster, bester Papa!" bat Therese.

„Brauche es auch nicht mehr zu wissen. Aber du, kleine Heuchlerin, warte, ich will es deinem Künftigen schreiben!"

„Ich habe es schon gebeichtet, und er schickte mich zu dir."

„Bravo! Das gibt eine gute Bürgschaft für euer künftiges Eheglück. Gott segne dich, Purpurina."





Der Humor in der Photographie.

Eine technische Plauderei.

Von Herm. Giersberg.



Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Aufgewachsen in einer Zeit der gewaltigen Erfindungen und der wunderbarsten technischen Errungenschaften, haben wir uns nachgerade gewöhnt, selbst das Merkwürdigste wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Nur wenn uns einmal der Zufall in gleichsam handgreiflicher Weise den Vergleich aufzwingt zwischen dem Einst und Jetzt, überkommt uns wohl auf Augenblicke eine Empfindung ehrfürchtigen Staunens über die auf eine unglaublich winzige Zeitspanne zusammengedrängten Taten schöpferischen Menschengeistes. Erst beim Anblick der irgendwo als ehrwürdige Rarität bewahrten Postkutsche, die noch für unsere Urgroßeltern die einzige Reisemöglichkeit darstellte, wächst der elektrische Eisenbahnwagen, der 210 Kilometer in der Stunde zurücklegt, in unserer Vorstellung zu seiner wahren Bedeutung eines ungeheuren Kulturfortschrittes empor, und wir müssen uns die klägliche Unzulänglichkeit des schwerfälligen optischen Telegraphen

ins Gedächtnis zurückrufen, um das Wunder einer in wenigen Minuten um den ganzen Erdball laufenden Depesche oder einer telephonischen Unterhaltung zwischen Berlin und Paris richtig zu ermessen.

Minder überwältigend vielleicht, aber darum nicht weniger eindringlich werden uns die Triumphe des rastlos vorwärts strebenden Menschengeistes offenbar, wenn wir die köstliche Erfindung Daguerres, die Photographie, in ihren letzten Vervollkommnungen mit ihren Anfängen vergleichen. Fast jede Familie, in der die Erinnerung an frühere Generationen pietätvoll gepflegt wird, bewahrt ja einige dieser Daguerrotypien, die noch das Entzücken und der Stolz derjenigen waren, die wir in unseren Kindheitstagen lebend unter uns wandeln sahen. Wie wunderlich und unfreiwillig komisch muten uns die Bildnisse dieser Männer und Frauen an, denen die Qual des minutenlangen Stillsitzens eine so hölzerne Steifheit der Haltung und einen so leeren, stumpfsinnigen Gesichtsausdruck gegeben hat, daß wir es kaum noch begreifen, wie sie von solcher Wiedergabe ihres teuren Ichs befriedigt werden konnten. Von einer Porträtähnlichkeit im künstlerischen Sinne ist nirgends die Rede, und ebensowenig gewinnen wir aus diesen Bildern eine zutreffende Vorstellung von dem persönlichen Gehaben der Dargestellten. Denn alles ist ja nur gekünstelte und gezwungene Pose. Unbeholfen und anmutlos wie die für den feierlichen Vorgang der photographischen Aufnahme unerläßliche neue Sonntagskleidung, die noch nicht Zeit gehabt hat, sich in reizvollen Falten den Formen des Körpers anzuschmiegen, sind Stellung und Gebärde.

Welch ein gewaltiger Weg von dieser photographierten Unnatur bis zu einer Momentaufnahme von heute, die uns nicht nur jeden Muskel des galoppieren-

den Pferdes, jedes Federchen des fliegenden Vogels greifbar deutlich auf die lichtempfindliche Platte zaubert, sondern die uns auch in der getreuesten Wiedergabe vielköpfiger, bewegter Menschengruppen kulturhistorische



Die Generale im Krönungszug König Eduards VII. von England.

Dokumente von unantastbarer Echtheit und unschätzbarem Zukunftswerte zu liefern vermag!

Davon, wie leidenschaftlich heiß die Jagd nach derartigen „Dokumenten“ von zahllosen berufenen und unberufenen Photographen heutzutage betrieben wird, wissen die Großen der Erde und die Berühmtheiten des Tages ja ein oft wenig erbauliches Liedchen zu singen. Und seitdem sich das Publikum daran gewöhnt hat, nach

jeder Denkmalsenthüllung, jeder Brandkatastrophe und jedem Eisenbahnzusammenstoß in seinem Leibjournal nach einer auf dem Wege der Momentphotographie gewonnenen bildlichen Darstellung des Vorgangs zu suchen, gibt es überhaupt nichts mehr, das vor der Legion beutehungriger „Knipser" sicher und geheiligt wäre.

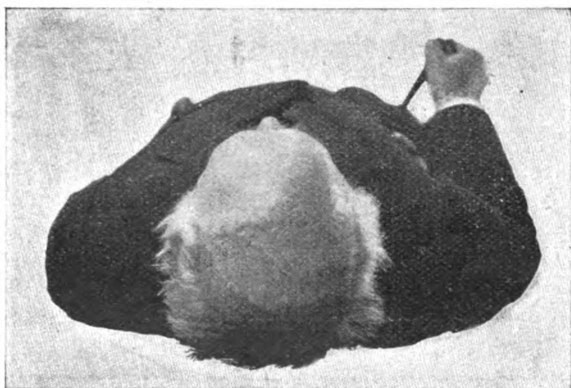
Nicht immer freilich krönt ein glücklicher Erfolg ihr liebevolles Bemühen. Denn niemand hat so oft und schwer unter der berüchtigten „Tücke des Objekts" zu leiden, wie der Momentphotograph, den tausend unberechenbare Zufälligkeiten um den Lohn seiner Anstrengungen bringen können. Das Wort, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, bewahrheitet sich hier oft in drastischer Weise, und gerade die Empfindlichkeit der modernen Apparate, die Vorzüglichkeit der Objektive, die haarscharf alles auf die Platte oder den Film werfen, was sie während des blitzschnell vorübergehenden Augenblicks der Belichtung erfassen, bereitet dem unglücklichen Künstler häufig gar tragikomische Enttäuschungen.



Es tröpfelt!

Als ein lustiges Beispiel für diesen unfreiwilligen Humor in der Photographie mag die gewiß in bester Absicht versuchte Aufnahme vom Krönungszuge König Eduards VII. von England dienen, die wir zum Ergötzen unserer Leser reproduzieren. Es war dem bedauernswerten Urheber dieses kleinen Meisterwerks

sicherlich nicht leicht gemacht worden, seinen bevorzugten Platz auf einem erhöhten Standorte vor White Hall, wo einst Karl I. mit der Krone zugleich auch den Kopf lassen mußte, zu erobern. Hier konnte ihm nichts von dem herrlichen Schauspiel verloren gehen, das der Zug auf seinem Wege zur Westminsterabtei darbot, und in aller Ruhe meinte er sich den günstigen Augenblick aussuchen zu können. Unter ihm drängte sich

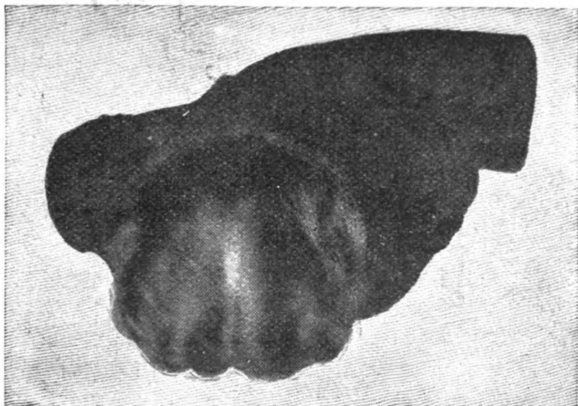


Parlamentarier aus der Vogelperspektive.

hinter den spalierbildenden Soldaten die schaulustige Menge, von energischen Polizisten in gehöriger Ordnung gehalten, und das malerische Bild, das sie in ihrer hellauflodernden Begeisterung gewährte, als die populärsten Generale der britischen Armee im Schmuck der flatternden Helmfedern auf stolzen Rossen daherkamen, war wohl wert, für Mit- und Nachwelt festgehalten zu werden. Sorgsam stellte unser Photograph seinen Apparat auf diesen denkwürdigen historischen Augenblick ein. Ein sicherer, zielbewußter Fingerdruck — und gleichzeitig ein unvermuteter Ellbogenstoß von

seiten eines vielleicht allzu begeisterten Nachbarn — da war es geschehen!

Wohl ist dank der vorzüglichen Camera auch jetzt noch jede Einzelheit auf dem Bilde zu erkennen, aber, ach, die imposante Großartigkeit des Augenblicks ist fast in ihr Gegenteil verkehrt worden. Die stolzen Rosse der Generale sind zu gar wunderlichen, kurz-

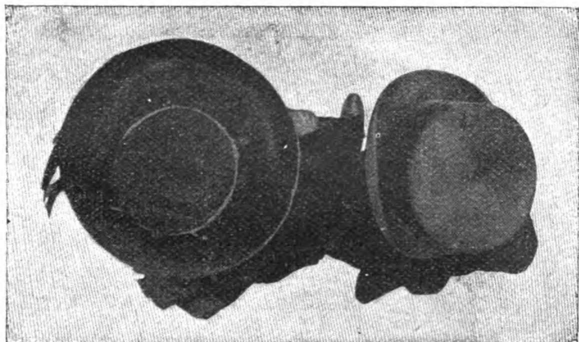


Ein anderes Mitglied des Reichstags.

beinigen Geschöpfen geworden, und die Reiter selbst sind so erbarmungswürdig zusammengeschrumpft, daß es beim besten Willen unmöglich ist, ihrer äußeren Erscheinung die gebührende Bewunderung entgegenzubringen. Soldaten, Polizisten und Zuschauer haben sich zum Teil in fabelhafte Märchenwesen, in rumpflose Kopffüßler verwandelt, und vom Standpunkte eines loyalen englischen Untertanengemüts muß es schließlich noch als ein Glück betrachtet werden, daß wenigstens das Königspaar selbst dem boshaften Apparat und seinem respektlosen Verwandlungstalent entgangen ist.

War es in diesem Falle das neckische Ungefähr, das dem Photographen einen Streich spielte, so ist dagegen der Humor anderer, von einem ungewöhnlichen Standort aus bewirkter Aufnahmen als ein durchaus beabsichtigter anzusehen.

Der brave Londoner Bürger, der sich mit einem mißvergnügten Blick nach oben anschickt, seinen Regenschirm aufzuspannen, ist nur durch eine übermütige



Ein elegantes Pärchen.

Laune des Photographen seines in Wahrheit gewiß sehr soliden Unterkörpers beraubt worden. Und die beiden ehrenwerten Mitglieder des Reichstags auf unserem dritten und vierten Bilde sind sehr ergötzliche Beispiele für die Möglichkeit, einen Menschen recht anschaulich durch ein Konterfei zu charakterisieren, auf dem nichts weiter als sein Schädel und seine Schultern sichtbar sind.

Bei dem lustwandelnden Pärchen auf unserer nächsten Illustration dagegen sind wir hinsichtlich der äußeren Erscheinung der Dargestellten ganz und gar auf das weite Gebiet der Vermutungen verwiesen. Denn

außer einem kokett hervorlugenden zierlichen Damenfüßchen verschwindet so ziemlich alles spezifisch Menschliche unter dem schwungvollen Filz des gewiß nobel gekleideten Herrn und dem breiten Tellerhute seiner — wie wir aus Artigkeit annehmen wollen — anmutigen jungen Begleiterin. Die zeichnerische „Verkürzung" scheint an Kühnheit hier kaum noch zu übertreffen, und doch muten uns die beiden, von ihren gigantischen Kopfbedeckungen scheinbar zerquetschten Wesen immer noch glaubwürdiger an als das abenteuerliche Gebilde, das wir der Phantasie eines modernen Höllenbreughel entsprungen wähnen könnten, wenn wir nicht wüßten, daß sich die Sonne, die nüchternste Wirklichkeitsmalerin von der Welt, keinerlei Abweichung von der Wahrheit gestattet.



In größter Eile.

So wie das aus einem Hute, einer Schulter und einigen mehr oder weniger rudimentären Gliedmaßen zusammengesetzte Rätselwesen sich hier unserem Auge darstellt, ist es von der Camera des vermutlich auf einem Dache oder an einem hochgelegenen Fenster befindlichen Photographen wirklich aufgefangen worden, und wenn das seltsame Bildchen uns auch nicht offenbart, ob der Herr, der es „so eilig" hat, jung oder alt, schön oder häßlich ist, so ist es doch jedenfalls ein Beweis dafür, daß die „Krone der Schöpfung" nicht

unter jedem Gesichtswinkel einen imponierenden oder wohltuenden Anblick gewährt.

Um so liebenswürdiger wirkt die hübsche Kindergruppe mit den lachenden Schelmengesichtern der frischen kleinen Burschen, die für einen Moment ihr Spiel unterbrochen



Auf dem Spielplatz.

haben, um mit blanken, aufmerksamen Augen zu dem Fenster emporzusehen, in welchem der Amateurphotograph — wir dürfen übrigens verraten, daß er in diesem Falle weiblichen Geschlechts war — erschienen ist. Auch dieses Bildchen gehört eigentlich unter die Rubrik des unfreiwilligen Humors. Denn daß die netten kleinen Kerle alle den beängstigenden Eindruck

machen, als müßten sie im nächsten Augenblick aus dem Bilde herauspurzeln, ist mehr einem neckischen Zufall bei der Einstellung des Objekts als einer berechneten Absicht der Künstlerin zuzuschreiben.

Nicht ohne eine gewisse Beimischung von Humor pflegen — wenigstens für unsere an derartige Vogelperspektiven nicht gewöhnten Augen — auch die von niedrig fliegenden Luftballons aus bewirkten photographischen Aufnahmen zu sein, namentlich soweit es sich dabei um die lebendige Staffage handelt. Wir geben als Beispiel zwei nette Bildchen wieder, von denen eines einen Ein- und Ausgang der alten Untergrundbahn in London und das andere einen Berliner Lagerhof darstellt. Auf beiden Momentphotographien wirken die von oben gesehenen Gespanne, Radfahrer, Spaziergänger, Arbeiter und so weiter in der drolligen Verschiebung ihrer Körperverhältnisse recht belustigend.

Die Aufnahme des Daches der „Bank von England" in London verdankt ihre Entstehung vermutlich dem für einen Nichtengländer kaum verständlichen Respekt, den jeder Brite und vor allem jeder Londoner diesem Geldinstitut entgegenbringt. Auf die steinerne Verkörperung der weltbeherrschenden Finanzmacht des stolzen Albion auch einmal „von oben herab" sehen zu können, mag gerade um jener überschwenglichen Verehrung willen für den Photographen im Ballon seinen besonderen Reiz gehabt haben, und er war freundlich genug, dadurch, daß er das Dach der Bank im Bilde festhielt, auch seinen Mitmenschen diese seltene Genugtuung zu gewähren.

Befremdlicher noch als alle früheren mögen den Beschauer unsere beiden letzten Photographien anmuten. Denn sie scheinen ja eine im Fallen begriffene riesige



Eingang und Ausgang der alten Londoner Untergrundbahn.

Denksäule und einen ohne jede Beschädigung fein säuberlich umgelegten Turm darzustellen.

Natürlich handelt sich's dabei nur um eitel Spiegelfechterei Denn das Monument des gefeierten englischen Nationalhelden Nelson steht auf dem Trafalgarplatze zu London heute noch ebenso fest und unverrückt wie der Viktoriaturm auf dem Parlamentsgebäude. Wie aber das Bild der fallenden Nelsonsäule entstand, darüber erzählte uns ein Gewährsmann, für dessen Glaubwürdigkeit wir im übrigen jede Bürgschaft ablehnen müssen, bei der Übergabe der Photographie folgendes:

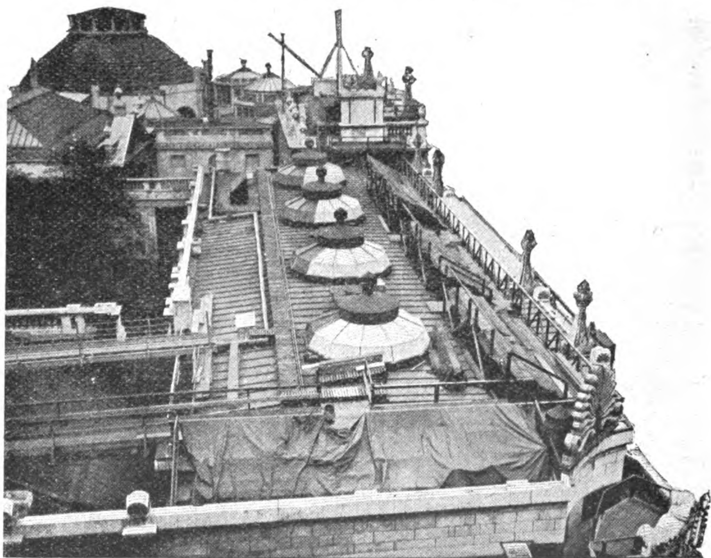
Ein Milliardär aus St. Louis — reiche und spleenige Amerikaner sind bekanntlich immer Milliardäre — hatte aus Anlaß eines hitzigen Streites, in welchem er seiner lebhaften Abneigung gegen den Sieger von Trafalgar auf echt amerikanische Weise Ausdruck gegeben, schließlich gewettet, er würde den Verhaßten von seinem Londoner Monument herunterbringen, koste es, was es wolle. Amerikanische Wetten werden, wie man weiß, immer zum Austrag gebracht, sie mögen so verrückt sein, wie sie wollen. So reiste denn auch unser Milliardär alsbald mit einem märchenhaften Kreditbrief nach London, um auf irgendwelche Art seine Wette zu gewinnen. Aber er konnte sich bald keiner Täuschung mehr darüber hingeben, daß er für all sein Geld niemand finden würde, der den Heros über Nacht von seinem erhabenen Standort herabholen oder ihn etwa am hellen Mittag mit einer Kanone herunterschießen würde. Überall, wo er von seiner Idee zu reden wagte, sah er sich zu seinem Verdruß dem Spott der Leute preisgegeben, bis er endlich eines Tages an den Rechten kam, nämlich an einen Photographen, der lachenden Mundes erklärte, nichts in der Welt sei leichter als das.



Auf dem Lagerhof.

„Es wird Ihrem Gegner doch wohl genügen,“ sagte er, „wenn Sie ihm eine photographische Aufnahme der Nelsonsäule ohne Nelson bringen — eine Aufnahme, wohlverstanden, an der nichts willkürlich geändert oder fortretuschiert ist?“

„Gewiß! — Aber wie, in aller Welt, wollen Sie



Das Dach der Bank von England.

eine solche Photographie zu stande bringen, solange der Admiral noch so groß und breitspurig oben auf seiner Säule steht?“

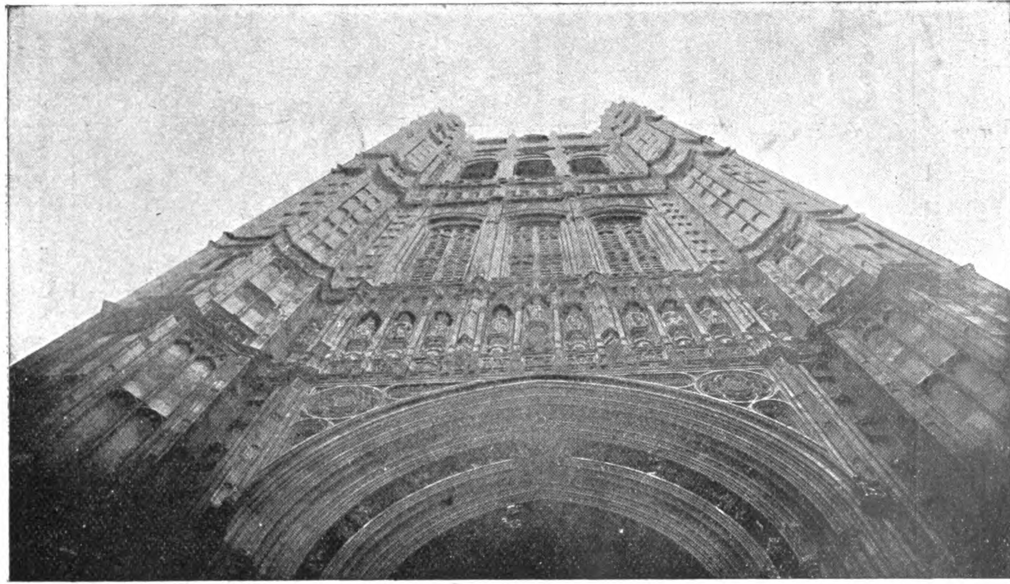
„Lassen Sie das meine Sorge sein! Die Sache kostet so und so viel. Wollen Sie sich verpflichten zu zahlen, wenn ich Ihnen ein Bild bringe, von dem jeder Unparteiische erklären muß, daß es der gestellten Bedingung genügt?“

Spleenige Amerikaner sagen in solchen Fällen immer unbedenklich zu, und unser Photograph machte sich un-



Die Nelsonsäule ohne Nelson.

gesäumt mit seiner Camera auf den Weg, um die gegebene Zusage einzulösen. Das Verfahren, das er zu diesem Zweck einschlug, war so einfach als möglich.



Ein „umgeworfener Turm“

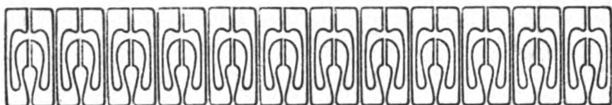
Er legte sich nämlich zum Ergötzen der Passanten und der Tagediebe, von denen das Nelsondenkmal stets umlagert ist, auf den Rücken und rückte mit seiner Handcamera so lange hin und her, bis er die Nelsonsäule im Sucher ohne Nelson sah. Dann ein Knips — und er hatte sein Wort eingelöst wie ein redlicher Mann. Unsere Leser mögen beim Anblick des Bildes selbst entscheiden, ob er die versprochene Belohnung verdient hatte oder nicht.

Leider wußte unser Gewährsmann nicht zu melden, ob der Amerikaner mit der Vorlegung des an und für sich ja völlig unanfechtbaren photographischen Dokuments seine Wette gewonnen hat. Der Milliardär hat, wie es scheint, aus St. Louis nichts darüber geschrieben. —

Ob die aus der Froschperspektive bewirkte Aufnahme des Viktoriaturmes am Londoner Parlamentsgebäude ihre Entstehung etwa auch einer amerikanischen Wette verdankt, oder ob der Nelsonphotograph sie in der Herzensfreude über das gute Geschäft zu seinem eigenen Vergnügen angefertigt hat, können wir ebenfalls nicht verraten. Eine bequeme Sache ist das Photographieren „von unten herauf“ ja jedenfalls nicht, und derartige Aufnahmen haben selbstverständlich nur den Wert eines ergötzlichen Scherzes.

Immerhin ist es ein überzeugender Beweis von der Vervollkommnung, welche die Erfindung Daguerres im Laufe der letzten Jahrzehnte erfahren hat, wenn die Photographie in geschickten Händen bereits zu lustigen Virtuosenstückchen benutzt werden kann, wie wir sie hier wiedergegeben haben.





Mutter und Tochter.

Novelle von Max Wundtke.



1. (Nachdruck verboten.)



Frau v. Holding hatte Migräne. Das geschah immer, wenn das Barometer sank, und der Himmel bewölkt war. Dann bekam sie melancholische Anwandlungen, und sie beschäftigte sich damit, ihre Gedanken in der Vergangenheit herumirren zu lassen. Das aber diente auch nicht dazu, ihre Stimmung zu verbessern; denn wenn Sorge und große Kämpfe ihrem Lebenswege auch fern geblieben waren, so begann sie jetzt, da das vierzigste Jahr immer näher rückte, sich doch ein wenig einsam zu fühlen.

Ihren Mann hatte sie schon vor zehn Jahren begraben, und ihre Tochter Lilly — nun ja, sie hatte ja ihre herzliche Freude an der fröhlich emporblühenden Mädchenblume, aber sie konnte ihr doch nicht das ersetzen, wonach ihre Seele jetzt so heiß verlangte. In den neun Jahren ihrer Ehe war ihr Herz leer geblieben, und hinterher hatte sie die Stimmen der Sehnsucht durch Zerstreuungen aller Art zu übertönen gesucht. Das war im Anfang noch gegangen, da sie jung und schön war und stets umschwärmt wurde; aber das ließ nun

nach, und je mehr sie die Nichtigkeit ihres bisherigen Scheinlebens erkannte, desto lauter sprachen die Stimmen der Sehnsucht in ihrem Herzen. Und was das Schlimme, Quälende daran war — sie selbst hatte sich das Los geschaffen, unter dem sie jetzt seufzte; sie hatte das Glück in der Hand gehabt und hatte es achtlos von sich geworfen wie ein törichtes Kind. Nun kamen zu den stillen Klagen um die Vereinsamung die herben Selbstvorwürfe, und das verbitterte ihr Gemüt.

An dem grauen Himmel ihres Lebens war Lilly die Sonne, aber bei aller zärtlichen Liebe für die Tochter lebte in ihrem Herzen doch etwas wie Neid oder Eifersucht gegen das Mädchen, wenn auch in einer wehmütig abgeklärten Form. Sie sah sie emporblühen und mußte ihrer eigenen verlorenen Jugend gedenken; sie sah ihre Tochter gefeiert, umschwärmt und angebetet, und sie mußte an ihren Lebenspfad denken, der ihr so lichtlos und einsam dünkte. Lilly hatte, wonach die Mutter sich so glühend sehnte; sie stand noch am Eingang des Lebens, und frei waren ihre Hände, nach dem Glück zu haschen. Die Mutter aber hatte abgeschlossen und hatte auch nichts hinter sich, von dem die Erinnerung hätte zehren können. Das alles drückte auf sie und machte sie nur selten fähig, sich des Glückes zu freuen, das unter ihren Augen in ihrem reizenden Töchterchen emporgeblüht war.

Frau v. Holding hatte also Migräne und lag auf ihrem Sofa ausgestreckt. Das Buch, in dem sie hin und wieder einige Augenblicke gelesen, war ihrer Hand entsunken. Aus dem Zimmer nebenan, dessen Tür aber fest verschlossen war, klang leise das Lied an den Abendstern aus Tannhäuser. Mit ein wenig gelangweilten Zügen lauschte die immer noch schöne Frau. Da brach das Spiel ab, die Tür öffnete sich, und Lilly erschien auf der Schwelle.

„Stört dich das Spielen, Mama?“ fragte das Mädchen.

„O nein, mein Kind,“ gab die Mutter zurück; „du weißt ja, daß ich dich immer gern höre. Es tut mir so wohl, dich zu hören.“

„Gute Mama! Wenn ich dir nur deine häßliche Migräne abnehmen könnte!“

„Du würdest sie mir bald wieder zurückgeben,“ erwiderte Frau v. Holding lächelnd. „Die frohe Jugend weiß mit Schmerzen noch weniger anzufangen als das Alter. Laß nur, Lilly, es ist schon noch zu ertragen.“

Lilly setzte sich neben die Mutter, und diese rückte ein wenig zur Seite. Frau v. Holding streichelte zärtlich das nußbraune Haar der Tochter.

„Du bist so gut zu mir, Mama!“ Und Lilly lehnte den feingeformten Kopf an die Schulter der Frau. Wie eine leise Wehmut klang es aus ihrer Stimme.

„Ach, Kind, bist du denn nicht das einzige, das ich noch mein nenne? Ich möchte dich so gern recht glücklich sehen.“

„Liebe Mama ...“

„Ich weiß ja, mein Herzblatt — du kannst deinen Traum von der Kunst nicht vergessen.“ Frau v. Holding seufzte tief auf. „Aber du mußt doch begreifen, mein Kind, daß eine Dame aus unseren Gesellschaftskreisen nicht gut zur Bühne gehen kann.“

„Warum denn nicht, Mama? Wenn diese Dame nun zufällig ein sehr starkes Talent ist, und sie es heilig ernst mit der Kunst meint?“ Lilly richtete sich wieder auf; die heimliche, immer wieder unterdrückte Sehnsucht brach in hellen Strahlen aus ihrem Auge.

Die Mama schüttelte mißbilligend den Kopf. „Das Volk von der Bühne,“ sagte sie, „steht doch eigentlich außerhalb der guten Gesellschaft. Man duldet sie ja,

wenn der Ruf ihres Namens alle Bedenken schweigen heißt; aber man steigt nicht zu ihnen hinab."

„Aber Mama! Was für wunderliche Ansichten hast du von der Kunst und den Künstlern! Leistet denn nicht ein Künstler das Höchste, das ein Mensch zu leisten im stande ist? Warum denn nun das „zu ihnen hinabsteigen"? Bedenke doch nur: Was tun wir denn, die wir in deinen Augen die bevorzugte Klasse sind?"

„Kind, vergiß nicht — dein Vater war Finanzminister!"

„Ach, ich wollte, er wäre irgend etwas anderes gewesen," gab Lilly mit komischer Betrübnis zurück.

„Etwas anderes? Aber Kind! Wie du wieder redest! Können denn Menschen noch viel Höheres werden? Finanzminister! Minister überhaupt! Bedenke doch —"

„Ich wollte, er wäre ein freier Mann gewesen, daß er tun und lassen konnte, was er wollte, und daß auch sein Kind tun und lassen könnte, was es möchte. Ewig diese Rücksichtnahme auf das Schickliche, Vorgeschriebene! Man kommt ja gar nicht zu einem rechten Genuß seiner selbst. Da habe ich nun mein schönes Talent; alle Welt ist entzückt von meiner Stimme; ich habe die gediegenste Ausbildung erhalten; meine Sehnsucht treibt mich, die Höhen echter Kunst zu erklimmen; ich weiß, daß ich Großes leisten kann — und nun hältst du mich zurück, nur weil es in unseren Gesellschaftskreisen nicht üblich ist, die Bühne zu anderen als Wohltätigkeitszwecken zu betreten. Da schreibt der gute Professor und Hofrat — ein anderer könnte ja auch zu solchen exklusiven Veranstaltungen nicht zugelassen werden — bei meinem letzten Auftreten im fürstlich Hoheneckschen Palais: „Es ist jammerschade, daß so viel lautere

Künstlerschaft und so überreiche glänzende Gaben der Allgemeinheit vorenthalten bleiben sollen." — Und ich sitze und lege die Hände in den Schoß. Ja, wozu lebe ich denn? Soll denn das Leben gar keinen Inhalt für mich haben? — Ich könnte ihm den herrlichsten Inhalt geben, den Menschen sich erträumen können!" fügte das Mädchen mit bitterem Aufzucken der Lippen hinzu.

„Lilly, es geht nun einmal nicht an, daß eine Holding, die Tochter eines Ministers, zur Bühne geht!" antwortete die Mutter in vorwurfsvollem Ton.

„Ja — ja, ich weiß das; du hast es mir schon oft genug gesagt. Ach, liebe Mama, wenn du doch deine Abneigung gegen die Künstler aufgeben könntest! Ich glaube, ich werde keine rechte Freude mehr haben, solange ich nicht sein darf, was ich gern sein möchte."

„Du sprichst recht töricht, Lilly. Warte nur, bis dein Herz jemand gefunden hat, für den es schlägt; dann wirst du mit einem Schlage anders denken. Dann hat dein Leben einen Inhalt, und du wirst deine Künstlerinnenträume bald vergessen haben."

Lilly schüttelte ungläubig den hübschen Kopf. „Wie nun, wenn ich nur einem Manne die Hand reiche, der mir die Zusicherung gibt, mir nach dieser Richtung nichts in den Weg zu legen?"

Frau v. Holding griff nach der Hand ihrer Tochter. „Geh, Lilly; du tust mir das doch nicht an — nicht wahr?"

Lilly warf sich der Mutter an die Brust. „Nein, liebe, gute Mama! Dein Wunsch soll mir immer maßgebend sein. Ich will nichts tun, was dir Kummer machen könnte. — Aber schön wär's doch," fügte sie mit Aufseufzen hinzu, „wenn du mir darin wenigstens freie Hand ließest."

„Du wirst noch einmal ganz anders denken," er-

widerte die Mutter. „Meine Lilly ist ja ein so gutes, verständiges Mädchen."

„Ich glaube nicht, Mama. Recht froh und glücklich möchte ich werden; und dafür könnte ich wohl auch mal recht unverständig sein."

„Nur wer verständig ist, kann glücklich werden," antwortete Frau v. Holding.

Lilly zuckte die Achseln. „Ach, Mama, ob das wirklich auch immer so stimmt? Das muß doch oft ein sehr langweiliges Glück sein. Ich denke mir, wenn man recht glücklich sein will, dann muß man nicht zu viel nach den anderen fragen. Die anderen . . . o, ein Glück zerstören, das können sie wohl; aber ein Glück geben — das können sie nicht. Wer immer auf die anderen schaut, verliert sich selbst."

Die Mutter hatte Mühe, einen schweren Seufzer zurückzuhalten. Sie dachte an ihre eigene Vergangenheit.

Nach einer Pause wandte sich die Tochter wieder an die in Gedanken Versunkene: „Geht es immer noch nicht besser mit deiner Migräne?"

Frau v. Holding schüttelte den Kopf. Es war wohl weniger die Migräne, was sie heute so plagte, als die Schatten der Erinnerung, die mit aller Macht Gewalt über sie bekamen. Sie wäre unfähig gewesen, sich in einer Gesellschaft zu bewegen und gleichgültige Worte zu wechseln, indes ein Sturm des Gedenkens ihre Seele bis zum Grunde aufwühlte.

„Ich werde heute wohl darauf verzichten müssen, mit dir zu gehen, mein liebes Kind," sagte sie.

Erschrocken sah die Tochter auf. „Du willst nicht zu Graf Czapski kommen, Mama?"

„Ich kann nicht, Lilly; ich fühle mich wie zerschlagen. Man würde mir auch meine Stimmung an-

merken und mich mit wohlgemeinten Fragen bestürmen, und das würde mich nur noch mehr quälen. Es ist schon besser, ich bleibe heute zu Hause.“

„Dann bleibe ich bei dir, Mama,“ erklärte Lilly.

„Das geht nicht, mein Herzblatt,“ lehnte die Mutter ab. „Graf Czapski hat für die Kunstdarbietungen ein großes Programm zusammengestellt, und du hast einen hervorragenden Teil dieses Programms übernommen. Du würdest das ganze Arrangement zerstören, und das dürfen wir den Czapskis nicht antun, zumal die ganze Veranstaltung zum Besten der vom Hochwasser Geschädigten geschieht.“

Lilly sah vor sich nieder und sann.

„Nein — nein, Kind,“ drängte die Mutter, „es geht wirklich nicht. Singen mußt du auf alle Fälle. Wenn du es nicht anders tun magst, muß ich mich eben mit dir hinschleppen; aber schwer genug würde es mir werden.“

„O, Mama, hältst du mich für so grausam? Mitschleppen will ich dich nicht. Wenn es dich wirklich Überwindung kostet, Gesellschaft aufzusuchen, dann laß mich allein gehen.“

„Es würde mir heute in der Tat sehr schwer fallen, unter Menschen zu sein. Du darfst nicht fehlen. Also geh nur getrost. Du nimmst unseren Wagen, und übrigens ist der Weg ja nicht weit. In der Familie des Grafen Czapski bist du wie zu Hause. Entschuldige mich bei dem Grafen und der Gräfin und sage ihnen, wie leid es mir tut, nicht anwesend sein zu können. — Willst du, mein Liebling?“

„Alles, was du willst, Mutti. Aber das sage ich dir — sowie mein Programm abgehaspelt ist, fliege ich nach Hause zu dir.“

Lilly umarmte die Mutter zärtlich, und diese streichelte

mit weicher Hand über das goldig schimmernde Haar der Tochter.

„Das wirst du nicht tun, Lilly; du wirst dableiben, solange du Freude daran hast. Ach, liebes Kind, man muß die frohen Stunden wahrnehmen, man weiß nicht, ob noch welche nachkommen.“

„Ich habe keine Freude da, Mama. Das ist mir alles — zank nicht! — so Wurst! Die Freuden, von denen ich träume, sehen anders aus.“

„Wenn nur erst einmal ein junger Mann —“

„Mama,“ lachte Lilly auf, „laß mich bloß mit dem berühmten jungen Mann aus! Du weißt doch, wie ich über die jungen Leute von heute denke.“

„Verrede nichts, Kind! Einer wird es doch einmal sein.“ Sie streichelte lächelnd die Hand des Mädchens.

„Ich glaub's nicht. Wenn schon, dann müßte es ein ernster, gesetzter Mann sein, der schon etwas geleistet hat in der Welt und der im Sturm erprobt ist.“

„Du bist ein sonderbares Kind. — Aber laß nur — der Mensch hat oft die schönsten Gedanken und die festesten Vorsätze, und dann kommt das Leben und wirft Gedanken und Vorsätze übereinander, als wäre alles nicht mehr als Spreu im Winde.“

„Ich kenne mich, Mama. Wenn ich einmal liebe, dann könnte es nur ein gereifter Mann sein. Das ist keine unüberlegte Kinderrede. Ich weiß schon, was ich will.“

„Das weißt du ja immer, mein Liebling!“ sprach die Mutter zärtlich.

Dann redeten sie von anderen Dingen.

2.

Frau v. Holding hatte Toilette für die Nacht gemacht. Sie lag ausgestreckt auf einem niedrigen Ruhe-

bett, die Glieder umhüllt von einem prächtigen, reich mit Spitzen besetzten Schlafrock. Der eine Arm war unter den Kopf geschlagen und zeigte unter dem zurückgeglittenen weiten Ärmel eine weiche, weiße Haut und fast jugendliche Formen. Die zierlichen Füße hingen nachlässig von dem Ruhebett herab; die Pantoffeln, mit schneeweißem Pelzwerk besetzt, waren auf den schwellenden Teppich gefallen.

Diese Frauengestalt verriet noch mit keiner Linie, daß sie bereits nahe den Vierzig stand. Wie sie jetzt dalag, so vornehm lässig und graziös, umflossen von den geschmackvollen Kleidern, überflutet von dem Licht der hohen Schleierlampe, die sich auf einem Tischchen neben ihr auf schlanker Säule von Serpentinstein mit vergoldeten Ornamenten erhob, hätte sie noch jeden Mann von Geschmack in helle Flammen versetzen können.

Frau v. Holdings Gedanken waren mit wenig angenehmen Vorstellungen beschäftigt. Lilly war zu Czapskis gefahren, um dort zu singen, und sie, die Mutter, hatte nun Muße genug, den Schatten der Vergangenheit Audienz zu erteilen, die sich heute mit besonderer Beharrlichkeit in ihr Bewußtsein drängten. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber wieder und immer wieder flog ihre Erinnerung in die Zeit zurück, da sie — noch nicht wußte, was Glück ist. Nun wußte sie es; aber das Glück war an ihr vorübergegangen. Es hatte ihr die Hand geboten, und sie hatte nicht danach gegriffen. Nun sie dahinschritt durch das Leben, ohne einen köstlichen Schatz im Herzen, leer von allem, v[illegible] dem sie jetzt so heiß sich sehnte, nun hatte sie be[illegible]en, daß es das Glück war, das sie von sich hatte gehen heißen.

Eine kurze Zeitungsnotiz hatte wohl ihren Gedanken den Anstoß gegeben. Im Abendblatt hatte sie vorhin

gelesen: Kurt Sendenberg, der sich schon mehrfach im diplomatischen Dienst ausgezeichnet hatte, sei mit der Führung einer außerordentlichen Mission an den Hof des Sultans von Marokko beauftragt und werde in etwa zwei Wochen seine Reise antreten. Wer war für die Menschen Kurt Sendenberg?! Wenige nur kannten ihn; er hatte nie nach Freunden gesucht und besaß darum auch wenige. Aber Frau v. Holding kannte ihn; sie hat ihn nie ganz vergessen während der letzten zwanzig Jahre, und heller und strahlender von Tag zu Tag trat sein Bild jetzt wieder vor ihre Seele. Ja, wenn sie damals nicht das Glück von sich gewiesen hätte! Gab ihr das Leben nur den hundertsten Teil von dem wieder, was sie damals in ihrem Leichtsinn geopfert? Welche alles bezwingende Liebe Kurts zu ihr! Das war es, worauf sie in ihrer Lebensklugheit verzichten zu können geglaubt hatte, und nun empfand sie es, wie töricht sie gehandelt hatte. Jenes Einst — ihre Blicke schweiften zurück — o, wer jenes Einst wieder brächte!

Sie war die Tochter eines zwar altadeligen, aber wenig vermöglichen Gutsbesitzers, der sich kümmerlich durchschlug. Ihre Erziehung war jedoch sehr sorgfältig gewesen, und sie besaß außer Schönheit und Temperament auch Herz und Geist genug, um den Männern zu gefallen. Zu ihren Füßen lag stets eine große Schar von Anbetern. Sie hatte ja ihre Freude daran, aber alle zusammengenommen konnten ihr doch nicht die heiße, lautere Leidenschaft ersetzen, die der junge Kurt Sendenberg für sie verriet. Kurt war noch nicht lange von der Universität gekommen und stand im Begriff, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Einstweilen war er in irgend einem Ministerium beschäftigt. Der Mann war über seine Jahre ernst, von eisernem

Fleiße beseelt, geistig hochbegabt und ein Charakter; er konnte es also zu etwas bringen. Aber das lag jedenfalls noch in weiter Ferne. Claire v. Prittlitz — so war ihr Mädchenname — war glücklich in dem Gefühl, diesen ernsten, seltenen Mann zu ihren Füßen zu wissen, und auch ihre Wangen leuchteten in höherem Rot, auch ihre Augen strahlten heller empor, wenn Kurt Sendenberg in ihre Nähe kam und ihr seine zarten, fast scheuen Huldigungen darbrachte. Alles schien zwischen den beiden Menschenkindern klar, sie hatten von dem in Zukunft gemeinsam zurückzulegenden Lebensweg gesprochen wie von einer selbstverständlichen Sache, und beide träumten von einem überwältigend großen und herrlichen Glück.

Da trat die Prosa des Lebens als Satyrspiel in das Idyll. Claires Vater hatte von dem Einverständnis zwischen seiner Tochter und dem jungen Mann erfahren. Er war zwar nicht der Mann, der seine Tochter zu irgend einem Schritt gezwungen hätte, aber er redete ihr sehr ernst ins Gewissen. Er setzte ihr auseinander, daß Kurt bei aller Anerkennung seines persönlichen Wertes noch lange nicht in der Lage sei, einer Frau von den Ansprüchen und Gewohnheiten Claires eine Zukunft zu bieten, daß es überhaupt noch gar nicht einmal feststehe, ob Sendenberg als Diplomat auch wirklich Karriere machen werde, was bei seiner bürgerlichen Abstammung immerhin zweifelhaft sei — und dann? Claire war nicht gewöhnt, zu verzichten oder zu entbehren. Dagegen, meinte der Vater, sei Herr v. Holding eine ganz andere Partie. Er stehe zwar schon nahe an Vierzig, aber er sei ein forscher, eleganter Mann, nebenbei ein tadelloser Charakter, ein schwerreicher Mann, vortragender Rat im Ministerium, bei aller Liebenswürdigkeit eine zähe Natur, die un=

verrückbar an einem einmal gesteckten Ziele festhalte und deshalb auf der amtlichen Stufenleiter noch sehr hoch steigen werde.

Claire hatte laut aufgelacht. „Herr v. Holding! ... Ja, Papa, wie kommst du denn gerade auf den? Der mag mich ja gar nicht!“

„O doch; das weiß ich besser. Gerade dich mag er. Er hat sogar schon zu mir gesprochen.“

Das war dem jungen Ding etwas ganz Neues. Der stets sehr gemessene und würdevolle Hofrat v. Holding hatte für sie niemals auf der Liste der möglichen Partien gestanden. Sie hatte ja nichts gegen ihn einzuwenden, aber daß er in sie verliebt sein könne, das war ihr noch nie im Traum eingefallen. Nun erzählte ihr der Vater, daß der ruhige, fast steife Mann tatsächlich in helle Flammen geraten war und allen Ernstes um ihre Hand angehalten hatte.

Claire war nachdenklich geworden, ohne jedoch ernstlich an eine Verbindung mit ihm zu denken. Ihr stand Kurt zu fest im Herzen. Aber doch konnte sie es nach Frauenart nicht unterlassen, sich mit dem Hofrat eingehender zu beschäftigen und ihn schärfer ins Auge zu fassen. Was war natürlicher, als daß Herr v. Holding diese veränderte Situation bald empfand und ihr nun immer deutlicher den Hof machte. Das war zwar von Claire durchaus nicht beabsichtigt, aber es schmeichelte ihr doch, von diesem sonst so unnahbaren Manne, von dem man schon damals munkelte, daß er für ein Ministerportefeuille reif sei, umworben zu werden.

Kurt merkte nichts von den Avancen, die Claire offenbar dem Hofrat machte, und in Claire fanden die Worte des Vaters von Tag zu Tag fruchtbareren Boden, in denen er die Tochter auf ihre eigene Mittellosigkeit hinwies und erklärte, daß ihm selbst die Wohl-

tat eines reichen Schwiegersohns mit offener Hand wohl zu gönnen wäre. So kam der den Frauen stets eigentümliche Realismus der Auffassung immer mehr in ihr zum Durchbruch, zumal sie keine Aussicht hatte, in absehbarer Zeit Frau Sendenberg zu werden. Und dann ...? Was hatte sie dann? Wenn sie aber Frau v. Holding wurde, dann blieb sie in der Aristokratie, war eine vermögende Frau, die nicht das geringste zu entbehren brauchte, und schließlich Exzellenz ...

Es kam der Tag, an dem sie ihre ganze Liebe zu Kurt hinwegdisputiert hatte und ihre klugen, kalkulatorischen Gründe unbestritten das Feld in ihrem Herzen behaupteten. Sie ließ Sendenberg merken, daß sie einen weiteren Verkehr nicht wünsche. Es kam dann allerdings zu einer stürmischen Aussprache, in der sie aber von ihren eigentlichen Plänen nicht das geringste verriet. In heller Verzweiflung verließ er sie. Der Schlag hatte ihn so erschüttert, daß ihm das Leben zum Ekel wurde. Er brach alle Brücken hinter sich ab und ging in die Welt hinaus. Im diplomatischen Dienst des Reiches war er als Mitglied verschiedener Gesandtschaften tätig, zuerst in Petersburg, dann in Konstantinopel, dann noch weiter ins Innere Asiens hinein. Claire hatte ihn nie wiedergesehen, hatte auch nie wieder von ihm gehört. Ein Jahr nach dem Verschwinden Kurts wurde sie Frau v. Holding, und so hatte auch er wohl ihre Spur verloren und niemals erfahren, wo seine einstige Liebe geblieben war, wenn er überhaupt noch ihrer gedachte.

Claires Ehe mit dem Geheimen Hofrat v. Holding war eine Ehe, wie man sie zu Hunderttausenden findet, nicht schlecht und auch nicht gut. Es ging alles sehr korrekt darin zu; sie war von der Art, daß oberflächliche Menschen sie gern für eine Musterehe erklärten.

Herr v. Holding war ein aufmerksamer, rücksichtsvoller Gatte, im übrigen offenbarte sich der gesamte Ehrgeiz seines Lebens darin, ein strebsamer Beamter und ein tadelloser Gesellschaftsmensch zu sein. Damit war für ihn der Inhalt des Lebens erschöpft.

Anfänglich schien Claire vollkommen glücklich. Die Freiheit und Selbständigkeit als junge Frau gefiel ihr, und nicht minder, daß sie sich bezüglich ihrer Luxus- und Gesellschaftsbedürfnisse keine Beschränkungen mehr aufzuerlegen brauchte. Aber das verlor schnell genug seinen Reiz, denn im Grunde war Claire keine seichte Natur. Sie fand endlich doch, daß ihr Herz leer geblieben war, und als gar Lilly geboren wurde, da erfüllte sie das nicht mit dem unaussprechlichen Glück, das sie von jeher von diesem heiligsten Ereignis im Frauenleben erwartet — sie war ja erfreut — gewiß, aber es war seltsam, daß gerade an diesem Wendepunkt ihres Lebens zum ersten Male wieder die Gedanken an Kurt Sendenberg in ihrer Seele mächtig wurden. Unwillkürlich mußte sie daran denken, wie es sein müßte, wenn sie dem Geliebten die Hand gereicht hätte.

Und nun ließen sie die Gedanken nicht mehr los. Sie fing an, ihr jetziges liebeleeres Leben zu überdenken und die Hohlheit alles dessen, was ihr einst so ungeheuer wesentlich erschienen, zu erkennen. Mit der Angst eines Menschen, der plötzlich sieht, was man ihm alles genommen, und sich das Letzte zu retten bestrebt ist, schloß sie sich desto inniger an ihr Kind an. Dieses Kind war naturgemäß berufen, ihr alles zu ersetzen, so gut es eben ersetzt werden konnte. Dabei machte es sich aber ganz von selbst, daß sie sich, was den Verkehr mit Holding betraf, immer mehr auf sich selber zurückzog.

Schließlich gingen die beiden Gatten kalt und fremd

nebeneinander her, und das Verhältnis wurde auch nicht anders.

Nach zehnjähriger Ehe starb Holding und wurde mit standesgemäßem Gepränge zu Grabe geleitet und von seiner Frau anstandsmäßig betrauert. Ihre Seele wußte freilich nichts von dieser Trauer. Woher auch? Was war er ihr gewesen? —

So war nun ihr Leben geblieben bis heute. Immer die stillen Vorwürfe, wenn sie an das Vergangene dachte; immer das dumpfe Grauen vor der Leere, wenn sie an die Zukunft dachte.

Da huschte ein flüchtiger Glücksschimmer über ihr Gesicht. Draußen hatte die Türglocke geklungen! Das war Lilly. Frau v. Holding warf noch einen schnellen Blick auf die zierliche Stutzuhr, die auf dem niedrigen Sims des altdeutschen Ofens stand. Sie bekam ordentlich einen Schreck. Wie die Zeit verronnen war! Schon elf Uhr!

Da fegte wie ein Wirbelwind Lilly in das Zimmer und warf mit einem zärtlichen Aufschrei der Mutter die Arme um den Hals.

„Kind, ist dir was?" fragte Claire halb verwundert, halb besorgt. Solche Zärtlichkeitsausbrüche war sie von ihrem Kinde nicht gewöhnt.

Aber Lilly ließ nicht nach, ihre Mama zu herzen und zu küssen.

Schließlich nahm die Mutter den Kopf des Mädchens zwischen ihre beiden Hände, sah ihm in die Augen und sagte: „Also hat sich mein großes Kind sehr gut unterhalten, wie mir scheint?"

„Ach ja, Mama, herrlich! Ich war eigentlich schon um neun Uhr mit meiner Singerei fertig; aber es war wirklich so —"

Die Mutter sah ihr mit zärtlichem Lächeln ins Ge-

sicht. Scherzhaft drohend hob sie den Zeigefinger. „Da ist doch nicht etwa das schnell zur Wahrheit geworden, wovon ich vorhin sprach? Ist vielleicht ein junger Mann im Spiele?“

„Aber Mama!“ — Lilly verbarg das glühende Gesicht an der Brust der Mutter. „Nein, nein“ — sie hob das Gesicht wieder und schaute mit erkünstelter Ernsthaftigkeit auf — „gewiß nicht! Aber es war doch schön.“

„Nun, so erzähle doch, mein Herzblatt! Und lege zuvor ab. Das hast du wohl ganz vergessen?“

„Ja, Mama,“ rief das Mädchen mit komischem Eifer, warf den Hut auf ein kleines Tischchen, das Spitzenfichu auf das Sofa und nahm aufs neue neben der Mutter Platz.

„Sieh mal, Mama, es waren eine Menge Menschen da, aber fast lauter Bekannte. Graf und Gräfin Czapski haben aufs lebhafteste bedauert, daß du der Veranstaltung fern bleiben mußtest. Sie lassen dich herzlich grüßen. Und die Röders auch, und die Bülows, und die —“

„Laß nur, Kind,“ wehrte die Mutter lächelnd ab; „ich merke schon, du willst erst eine Galgenfrist gewinnen. Komm nur zur Sache.“

„Ja — was ist da zu erzählen? Es war sehr hübsch da und — ach, das kann man ja gar nicht erzählen!“

„Sprich nur! Es wird doch zu erzählen sein? Also ein junger Mann war da —“

„Nein, Mama, ein junger Mann nicht. Du weißt ja, daß ich von den jungen Männern nicht viel halte.“

„Also ein etwas älterer?“

„Ein etwas älterer,“ bestätigte Lilly erglühend. „Gräfin Czapski selber hatte ihn mir vorgestellt. Weißt du, Mama, wenn ich überhaupt einmal heirate, dann kann es —“

„Nur der sein! — Kind, du gehst eigentlich beängstigend scharf ins Zeug. Du hast ja nicht einmal eine blasse Ahnung, wie er über dich denkt. Vielleicht ist er gar schon verheiratet.“

„O nein, das ist er nicht!“ erklärte Lilly mit aller Bestimmtheit. „Und wie er zu mir steht?“ Sie warf den Kopf ein wenig siegesbewußt in den Nacken. „Nun, das habe ich wohl gesehen, und er hat auch gar kein Geheimnis daraus gemacht. Gräfin Czapski hat mir vor dem Abschied selber gestanden, daß ich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe und daß ich mich —“ sie drückte wieder das heiße Gesicht an die Schulter der Mutter.

„Nun, mein Liebling, sprich ruhig weiter.“

„— daß ich mich auf einen schnellen Überfall von ihm gefaßt machen könnte.“

„Ei, ei, so hitzig? Ich bin doch auch noch da.“

„Was du denkst, Mama! Natürlich muß er zu dir kommen. Er sprach auch schon davon. Ach, es war wohl niemand so bekümmert darüber, daß du nicht zugegen sein konntest, als er. Er brennt darauf, dich kennen zu lernen, und ich weiß ganz gewiß, daß auch du ihn lieben wirst und lieben mußt.“

„Aber ich kenne ja meine kleine, scheue und so zurückhaltende Lilly gar nicht wieder!“

„Mama, du darfst nichts Böses denken! Ich bin doch jetzt zu Hause, und vor dir habe ich kein Geheimnis. Bei Czapskis bin ich wohl ein bißchen aufgeräumt gewesen, sonst aber weiter nichts.“

„Ich scherzte ja auch nur. Aber das muß ja ein wahres Weltwunder sein, das meine stille Lilly so in Flammen setzen konnte!“

„Ein Weltwunder? Das nun wohl eigentlich nicht. Er ist ein Mann wie andere Männer auch, und doch

auch wieder nicht wie andere Männer. — Ach, Mama, das läßt sich doch gar nicht beschreiben. Vielleicht lachst du mich aus. Ich glaube gewiß, daß er schon über vierzig ist, aber er sieht viel jünger aus. Eine stattliche Erscheinung, ein feines, durchgeistigtes Gesicht mit klugen, festen Augen. Er hat eine so bestimmte, klare Art zu sprechen und weiß beim Gespräch so herzliche Töne anzuschlagen, daß man spürt, wie bei ihm nicht nur der Mund, sondern auch das Herz spricht. Und über welche Fülle von Begeisterungsfähigkeit für alles Gute und Schöne und Wahre muß er noch verfügen, um die ich, die Neunzehnjährige, ihn beneiden möchte! — Ach, Mama, wenn du ihn sehen und sprechen würdest, dann würdest du ihn auch liebgewinnen. Das wäre überhaupt der Richtige für dich. — Nein, sei mir nicht böse, liebe Mama, aber das habe ich gleich gedacht, als ich ihn erkannt hatte. Warum solltest du nicht wieder heiraten können? Du bist doch noch nicht alt, und das Leben liegt noch lang vor dir, und da gibt's noch Wünsche über Wünsche. — Nein, nein, Mama, wenn nur der Richtige kommt, dann wird auch mein gutes Muttchen nicht nein sagen. Du bist noch viel zu jung und zu frisch dazu, um deine Tage in Einsamkeit zu vertrauern. Für dich würde mein Ritter von heute abend viel besser passen als für mich. Ich bin eigentlich ein bißchen zu jung für ihn; aber für dich ist er nicht zu alt."

Frau v. Holding streichelte mit nachdenklichem Lächeln das Haar ihrer Tochter. „Du bist ein gutes Kind," sagte sie mit wehmütigem Tonfall, „aber für mich blüht kein Glück mehr."

„Mama, so darfst du nicht reden!"

„Laß nur, mein Herzblatt! Erzähl mir lieber von deinem Erlebnis heute abend. Du meinst also, daß

dein Ritter ebenso entzückt von dir war, wie du von ihm?"

„Mehr noch," entgegnete Lilly mit stolzem Aufleuchten der schönen Augen. „Kurt war wie —"

„So? Also Kurt heißt er? So vertraut seid ihr schon?"

„Ach bitte, Mama, nicht böse sein! Das kam mir nur so heraus. Ja, Kurt heißt er — Kurt Sendenberg."

Die Mutter war aschfahl geworden, noch ehe der verhängnisvolle Name vollständig Lillys Lippen entflohen war. Nun aber stieß sie einen kurzen Schrei aus, lehnte sich hintenüber und drückte das Taschentuch vor das Gesicht.

Lilly umschlang sie und fragte bestürzt, was ihr fehle.

Eine Weile lag die Mutter regungslos. Das Mädchen wurde ängstlich und sprach davon, zum Arzt schicken zu wollen.

„Laß nur, Lilly," wehrte Frau v. Holding ab. „Es geht schon vorüber. Eine Anwandlung von Schwäche. Aber ich — ich möchte doch wohl lieber ins Bett gehen. Ich fühle mich sehr schwach."

Frau v. Holding zog sich mit so sichtbaren Zeichen der Erregung in ihr Schlafzimmer zurück, daß Lilly noch einmal besorgt fragte, ob sie nicht doch lieber zum Arzt schicken solle.

Aber die Mutter wollte nichts davon wissen, verschloß ihre Tür, warf sich auf ihr Bett und vergrub das Gesicht tief in die Kissen.

„Kurt Sendenberg!" kam es wie ein Todesschrei von ihren Lippen. Dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

3.

Als Frau v. Holding am nächsten Tage ihre Tochter begrüßte, sah sie blaß und übernächtig aus. Sie hatte

einen furchtbaren Kampf hinter sich und war doch zu keinem Ergebnis gelangt. Das also war nun der Weisheit letzter Schluß, daß sie das Glück, das sie ihm zerstört, neu bauen sollte mit ihrer eigenen Tochter und um den Preis ihres eigenen Herzensfriedens! Denn daß Lillys so plötzlich und ungestüm aufgeflammte Neigung demselben Manne galt, dem sie einstmals durch ihre Absage das Herz wundgerissen hatte, und dessen Bild gerade in dieser letzten Zeit ihre Gedanken so ausschließlich beschäftigt hatte, das unterlag wohl keinem Zweifel. Sie hatte wohl allmählich begriffen, wie verheerend sie in Kurts Leben eingegriffen hatte, aber nicht das Schuldbewußtsein war es, oder doch wenigstens nur zum kleinsten Teil, das ihr das doch wohl nun nicht mehr zu umgehende Zusammentreffen mit Sendenberg so schrecklich machte, sondern das Bewußtsein, das ihr in den zwanzig Jahren mit so furchtbarer Klarheit vor die Seele getreten war: daß Kurt Sendenberg ihre einzige, große, echte, leidenschaftliche Liebe gewesen und es noch bis zu dieser Stunde war!

Und dieses Glück, das sie damals in törichter Klugheit von sich gewiesen und das ihr nun wieder in blendendem Glanze so greifbar nahe vor Augen trat, sollte sie für immer abtreten müssen an ihre Tochter!

Es waren Stunden für die ringende Frau gekommen, da sie etwas wie Groll gegen ihre Tochter empfand, wie ein verzweifeltes Verlangen, den Kampf mit Lilly bis zum äußersten aufzunehmen, um für den Besitz des Mannes zu ringen, nach dem ihre Seele schrie wie ein Verschmachtender nach Wasser. Aber es waren vorübergehende Stimmungen; im ganzen herrschte eine trostlose Resignation vor, die vergebens versuchte, sich mit der Vorstellung der Begriffe von Schuld und Sühne abzufinden. Ja, vergebens. Denn in ihr brannte noch

heiß und wild das Verlangen nach Sonne und Glück, sie konnte es nicht fassen, daß sie angesichts der Pforten des Paradieses nun für alle Ewigkeit ihre Hoffnungen begraben sollte.

Das stand für Frau v. Holding fest — Lilly durfte nichts von den Kämpfen erfahren, die sich in der Seele der Mutter abspielten. Sie wollte dem Glück der Tochter nicht im Wege stehen. Kam Sendenberg, um die Hand Lillys zu erbitten, so wollte sie alle ihre Wünsche zurückdrängen und entsagungsvoll die Hände der beiden ineinander legen.

Und sie selbst? Ach, die Lippen zuckten und in die Augen stieg es feucht empor, wenn sie daran dachte. Aber was half's? Es mußte tapfer zu Ende gekämpft werden. Sie mußte dann eben einsam ihre Straße weiter wandern und leiden und entbehren — die Sühne für ihre Schuld!

So schien sie manchmal fest. Aber dann brach es auch wieder in ihr los: Sühne für die Schuld? Habe ich denn noch nicht genug gesühnt? Habe ich nicht unter der Leere meines Lebens geseufzt bis zu dieser Stunde? Soll ich immer weiter sühnen, bis mir gar keine Hoffnung mehr bleibt? — —

Zu Lilly, die von ängstlicher Sorge um ihre Mama erfüllt war, verriet Frau v. Holding nichts. Sie suchte ihre Zärtlichkeit zu verdoppeln, gleichsam als müßte sie etwas an ihr gutmachen.

Es schienen aber merkwürdige Gedanken in Lilly sich eingenistet zu haben. Einmal fragte sie fast ganz unvermittelt, ob ihr etwa der Name des Herrn Sendenberg bereits bekannt gewesen sei.

Die Mutter errötete wie ein Kind, das über seinen Schlichen ertappt worden ist. Dann gab sie es zu. Sie hätte früher wohl öfter von ihm reden hören, und

—

zufällig habe sie auch gestern etwas von ihm in der Zeitung gelesen.

Gleich nachdem sie es gesagt hatte, schämte sie sich. Denn was sollten ihr diese Ausflüchte helfen? Einmal mußte sie ja doch mit der Tatsache herausrücken, daß Kurt Sendenberg ihr kein Fremder mehr war, daß sie früher einander recht nahe gestanden hatten.

Lilly erinnerte sie daran, daß ja heute nachmittag das lange vorbereitete Gartenfest im Hoheneckschen Palais stattfinde. Daran hatte Frau v. Holding gar nicht mehr gedacht.

„Es ist völlig ausgeschlossen, daß ich hingehen kann," meinte sie. „Ich brauche für heute noch absolute Ruhe."

Lilly sah das wohl ein, erklärte aber, der Mutter Gesellschaft leisten zu wollen. Damit war Frau v. Holding durchaus nicht einverstanden. Erstens wollte sie nicht, daß Lilly ihretwegen auf ein Vergnügen verzichtete, dann aber auch war sie noch nicht genügend zur Klarheit in ihrem Innern gelangt, um die fortwährende Gegenwart der Tochter nicht als eine Qual zu empfinden. Sie zwang Lilly förmlich dazu, ohne sie der Einladung zu folgen.

Als Lilly sich überzeugt hatte, daß der Zustand der Mutter keinerlei Anlaß zur Sorge gab, folgte sie gern dem sanften Druck. War ihr doch gestern von Gräfin Czapski im Vertrauen mitgeteilt worden, daß Sendenberg ebenfalls da sein würde, nachdem er erfahren hätte, daß auch Frau und Fräulein v. Holding ihre Zusage gegeben hatten.

Das war nun für Frau v. Holding ein Grund mehr, zu Hause zu bleiben. Denn wie hätte sie heute Kurt entgegentreten sollen? Das war ihr rein unmöglich. Lilly aber fühlte sich um so leichter bewogen, auf diese Freude nicht zu verzichten. So fuhr sie in das

Hohenecksche Palais, die Mutter in einem Sturm von widerstreitenden Empfindungen zurücklassend.

* * *

In Frau v. Holdings Seele wurde es allmählich Licht. Unter dem Wirbel einander befehdender Gefühle, welcher durch die Vorstellung, daß dort jetzt vielleicht Sendenberg ihrer Tochter alle die süßen Worte ins Ohr raunte, die aus seinem Munde zu vernehmen die glühende Sehnsucht ihres Lebens war, gewiß nicht beruhigt wurde, keimte die Saat eines festen Entschlusses. Kurt Sendenberg würde kommen und um die Hand ihrer Tochter anhalten. Sie würde ihm unter vier Augen die Situation auseinander setzen und das Wort von ihm verlangen, daß Lilly niemals erfahre, wie sie beide einmal zueinander gestanden. Das Kind müsse unbedingt in Unkenntnis darüber gehalten werden, damit es sich die Unbefangenheit des Herzens bewahre und frei bleibe von Zweifeln oder quälenden Gedanken. Ein häufigeres Zusammentreffen zwischen ihm und Frau v. Holding müßte nach Möglichkeit vermieden werden — natürlich, ohne auffällig zu werden. Zum Besuch würde sie nur in ganz dringenden Fällen und nur auf ganz kurze Zeit kommen; dagegen müßte Lilly das Recht haben, zuweilen auf einige Tage zu ihr zu kommen. So — ganz vernünftig und klug wollte sie mit ihm reden, und er würde das unter allen Umständen einsehen. —

Und nun kam Lilly nach Hause — schon um acht Uhr. Die Sorge um ihre Mutter hatte sie wieder heimgetrieben. Aber sie war so voll hellen, strahlenden Glücks, ihre Augen leuchteten, und ihre Zärtlichkeiten der Mutter gegenüber waren so stürmisch, daß Frau v. Holding Mühe hatte, die Festigkeit ihrer Entschlüsse zu bewahren.

Er war ohne Umschweife auf sein Ziel losgegangen, erzählte Lilly. Er sei kein Freund von langen Winkelzügen und vom Zaudern, habe er gesagt. Er müsse sich Zwang antun, wenn er nicht aller Welt verraten wolle, wie seit gestern ein Sprossen und Blühen in seiner Seele ausgebrochen sei, daß er nun zum ersten Male glaube, der Lenz sei auch für ihn gekommen. Einstmals — ja, da habe er auch so etwas Ähnliches gehofft, aber wie ein Nachtfrost sei es auf sein Blühen und Träumen gefallen, und alles sei in ihm abgestorben gewesen, daß er nie mehr gehofft habe, je noch einmal den goldenen Frühling zu schauen. Nun sei er herrlicher als je erstanden, und wenn sie auch nur ähnliches empfinde, so glaube er gewiß zu sein, daß der gemeinsame Lebenspfad eine Kette von Sonnen- und Blütentagen für beide sein würde.

Frau v. Holdings Seele krümmte sich unter den letzten Worten, als ob eine Peitsche auf sie niedergesaust wäre.

Und morgen nun sollte sie ihn erwarten! Er hatte seinen Besuch angekündigt. Nun — mochte der Würfel rollen. Sie bat Gott, daß er ihr Kraft geben möge, fest zu bleiben.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Mittag kam Lilly mit hochrotem Gesicht zu ihrer Mutter gestürzt.

„Er ist da, Mama! Ach Gott, ich weiß gar nicht — ich bin doch kein Kind mehr, aber wie mir das Herz klopft!“

„Das ist das Glück, mein Herzblatt,“ sagte sie und streichelte ihrem Kinde die Wangen.

Dann ging sie hinüber in das Empfangszimmer.

Kurt Sendenberg stand über eine kleine Bronzestatuette gebeugt, als Frau v. Holding eintrat. Er richtete sich auf und machte eine tiefe Verbeugung.

„Gnädige Frau — die große Kühnheit —“

Ein flammend roter Schein huschte mit einem Male über sein charaktervolles Gesicht. Seine Augen hatten ihre Züge gesucht.

„Mein Gott — wenn ich nicht träume —“

Er griff mit der bereits ausgestreckt gewesenen Hand an seine Stirn.

„Nein, Sie träumen nicht, Herr Sendenberg. Ich bin wirklich die Claire. Sie hatten keine Ahnung davon, zu wem Sie kamen? — Können Sie mir noch die Hand geben, Herr Sendenberg?“

Sie streckte ihm ihre wohlgeformte Hand entgegen und versuchte dabei ein wenig konventionell zu lächeln. Es gelang ihr jedoch schlecht; sie brachte nur ein mühsam erzwungenes, trauriges Lächeln zuwege, das die Zerrissenheit ihres Innern um so krasser enthüllte.

Sendenberg ergriff mit Wärme die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen. „Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau,“ sagte er. „Hätte ich Grund, anders als in Liebe und Achtung Ihrer zu gedenken?“

„Ich habe Ihnen damals weh getan.“

„Lassen Sie mich davon nicht reden. Ich habe über das Wie und Warum nicht gegrübelt. Der Zwang der Verhältnisse — ich wollte nicht dahinter kommen. Ich wollte das herrliche Bild, das ich in meinem Herzen hegte, nicht durch die trübselige Wahrheit zerstören. Hatte der Frühlingsreif auch das Blühen meiner Seele vernichtet, so sollte mir doch die Erinnerung an den Lenz bewahrt bleiben. Mein durft' ich das Glück nicht nennen; aber das süße Gedenken sollte mir niemand entreißen. — Sie haben hoffentlich das Glück gefunden, gnädige Frau?“

„Das Glück!“ wiederholte Claire mit einem Seufzer. „Aber bitte, wollen wir nicht Platz nehmen? Nun, ich

habe geheiratet und gelebt, wie andere auch leben. Ich sollte ja eigentlich nicht klagen können."

Sie sagte das in einem so schmerzlichen Tone, daß er überrascht aufschaute.

Er saß ihr dicht gegenüber und griff nach ihrer Hand.

„Sie sind nicht glücklich, Claire?" fragte er mit weicher Stimme. „Aber Sie waren es, als Ihr Gatte noch lebte? — Nein? Sie schütteln den Kopf? O, Sie versetzen mich in Schrecken."

Frau v. Holding saß da und konnte sich nicht klar werden, was in ihr vorging. Warum sprach sie nun nicht so klug und vernünftig, wie sie es sich vorgenommen hatte? Warum dachte sie nicht einmal mehr daran? Sie saß nur da und lauschte dem Ton seiner Stimme und konnte immer nur ihn ansehen.

Eine geraume Weile trat Schweigen ein. Jedes war allzusehr mit seinen Gedanken beschäftigt.

Sie atmete schwer. Da erhob er sich und wollte etwas sagen. Sie stand sofort neben ihm und legte die Hand auf seinen Arm.

„Wir müssen vernünftig sein, Kurt," sagte sie mit tonloser Stimme. „Lassen Sie mich noch einmal Sie so nennen. Ich habe schwer für meinen Unverstand gebüßt und muß noch weiter büßen. Ich weiß, weshalb Sie hergekommen sind —"

„Um Gottes willen, Claire, sprechen Sie jetzt nicht davon! Nur das eine, das ich aus allen Ihren Reden heraushöre: Sie hätten mich wirklich geliebt — geliebt bis jetzt — und mich nicht vergessen?"

Mit wildem Ungestüm ergriff er ihre beiden Hände und sah ihr mit einer Inbrunst in die Augen, als sollte sich die Frage über Tod oder Leben für ihn entscheiden.

„Bis jetzt noch niemals vergessen," wiederholte Frau v. Holding wie im Traum. Dann aber faßte sie sich, zog ihre Hände aus den seinen und sagte: „Nun wissen Sie es, Kurt; nun müssen wir aber auch vernünftig sein, nicht wahr?"

Er schien Miene zu machen, sich auf Claire zu stürzen; aber er beherrschte sich, preßte die Hände gegen die Stirn und stöhnte tief auf.

„Vernünftig sein! Jawohl, vernünftig sein! Da kommt das Schicksal und kehrt das Obere zu unterst, stellt das Unglaublichste, Unfaßbare in greller Greifbarkeit vor uns hin, daß man seinen Verstand zum Hause hinauswerfen muß, um überhaupt zu verstehen, wie das alles zugeht. Und dann — vernünftig sein! — Claire, liebe, gute, einzige Claire, sag mir nur noch einmal: ist es wirklich wahr, du hast nie aufgehört, mich zu —"

„Kurt, besinne dich! Du bist hierher gekommen, um —"

„Hab Erbarmen mit mir! Sprich mir nicht davon, jetzt nicht! Ich kann ja nichts weiter denken, nichts weiter fühlen als nur dich, die Freude, dich wieder zu sehen, so herrlich, so schön! Und die Freude, zu wissen, daß du mich liebgehabt hast, daß alles das Häßliche, das mir manchmal die Seele zuschnürte, nur ein törichter Traum war, daß —"

„Kurt, du rasest! Du begehrst ja Lilly —"

„Ich rase — ganz recht! Ich muß gestehen — mein Kopf ist unklar, sehr unklar. Dem Verstand sind alle Wege verrammelt. Wie da das Herz aus diesem Labyrinth herauskommen will, weiß ich nicht. Nur das eine weiß ich, daß meine alte Liebe zu dir noch nie gestorben war und daß sie mit dem heutigen Tage in junger Kraft emporgelodert ist, daß ich in deiner

Tochter nur ahnungsvoll die Mutter sah und mich davon irreführen ließ."

„Mein Gott — mein Gott!" stöhnte Frau v. Holding auf und verbarg das Gesicht in ihre Hände.

„Ich weiß mir nun beim besten Willen nicht zu raten. Du mußt einsehen, daß ich deiner Tochter jetzt unmöglich gegenübertreten kann. Was soll ich ihr sagen? Wie kann ich ihr das auch nur erklären?"

Frau v. Holding lag noch immer in ihrem Sessel und stöhnte. Wie ein schwerer Krampf zog es durch ihre Nerven und ließ ihre Glieder zeitweise zusammenzucken. Endlich hob sie das Antlitz zu ihm empor. Es war schmerzdurchwühlt, die Augen gerötet und von Tränen feucht.

Im nächsten Moment lag Sendenberg auf seinen Knieen zu ihren Füßen. „Fasse dich, Claire — liebe, einzige Claire!"

„Nein, nein! Um Gottes willen, so darfst du nicht reden, zu mir nicht. Ach Lilly, Lilly, mein Kind, mein armes Kind!"

„Sei nicht so verzweifelt, Claire. Es muß sich noch alles ordnen lassen."

„Begreifst du denn nicht, daß ich verzichten muß, entsagen muß?"

„Und ich, Claire? Und ich? Und dein Kind selber? Meinst du, ich könnte Lilly nun noch, nachdem ich dich wiedergefunden und gesehen habe, daß du noch mein bist, die Fülle der Liebe geben, die sie von mir erwarten darf? Siehst du nicht ein, daß du auf dem Wege bist, das Glück deines Kindes zu vernichten?"

Sie rang in furchtbarer Qual die Hände. „Erbarmen, Kurt, Erbarmen! — Großer Gott, laß mich sterben! Ja, ja, sterben!" schrie sie wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erkenntnis auf. „Dann wär'

alles vorüber, und alles hätte ein Ende. Ich brauchte dem Glücke meines einzigen Kindes nicht länger im Wege zu stehen, ich wäre —"

Kurt ergriff ziemlich ungestüm ihre Hand. „Nicht so, Claire! Das ist schwach und feige. Habe Mut; es muß einen Ausweg geben."

„Ich sehe keinen," erwiderte sie tonlos. „Es ist meine Schuld, die ich zu sühnen habe, ich darf dem Glück meines Kindes nicht im Wege stehen. Ich bitte, ich beschwöre dich, Kurt, laß uns ganz vernünftig sein!"

Er lachte gezwungen auf. „O, man weiß, was bei diesem Vernünftigsein gewöhnlich herauskommt. Das ist ja dieser schreckliche Dünkel der Menschen, daß sie kurzer Hand den Verstand fragen, wenn sie einmal etwas Besonderes zu stande bringen wollen, anstatt einfach dem Herzen zu folgen. Was es mich hier zu tun heißen wird, weiß ich noch nicht; aber daß es mir jetzt geradezu verbietet, um die Hand deiner Tochter anzuhalten, ist mir klar genug, und danach werde und muß ich handeln. Du mußt einsehen, daß es gleichbedeutend mit einer himmelschreienden Lüge wäre, wenn ich Lilly zu meinem Weibe machen wollte. Ich habe das Kind gern, sehr gern; aber nun erst ist es mir klar, daß es eine andere Liebe war, die mich zu Lilly gezogen, und was meine Liebe zu ihr so heiß emporlodern ließ, das war allein die Erinnerung an dich, die mich in deinem Kinde grüßte. Gewiß, ich habe an Lilly gefehlt, ich hätte mir Zeit lassen sollen, mich zu prüfen, hätte nicht vorzeitig Empfindungen und Wünsche in ihr wachrufen sollen; aber soll ich zu dem ersten Fehler eine weitere Lüge fügen, die sie nur um den schönsten Traum ihres Lebens betrügen könnte? Nein, laß mich zu ihr. Offen will ich mein Unrecht eingestehen und alles in ihre Hand

legen. Ist das Unglück schon groß, so müssen wir doch vermeiden, daß noch größeres Unglück entstehe."

Frau v. Holding hatte still zugehört. Ein tiefes Schweigen trat ein. Endlich erhob sie sich. Mit unaussprechlich zärtlichem Gesichtsausdruck legte sie ihre Hand auf seine Schulter und sah ihm ins Auge.

„Du lieber Mann!" sagte sie einfach. „Ja, ich muß dir recht geben; aber nur nicht gleich! Laß mir Zeit zum Überdenken, und auch du mußt Ruhe haben, damit keine Übereilung stattfindet. Bist du auch morgen oder übermorgen noch derselben Meinung, so magst du handeln, wie du es für das beste hältst."

Er schied von ihr nach herzlichem Abschied, und sie stand noch lange und starrte die Tür an, durch die er verschwunden war, und es schien, als läge ein Schimmer von Glückseligkeit auf ihren Zügen. Dann aber besann sie sich, schlug die Hände vor das Gesicht und brach aufschluchzend zusammen.

4.

Frau v. Holding hielt sich eingeschlossen in ihrem Zimmer und ließ ihrer Tochter sagen, sie befände sich nicht wohl und möchte sich absolute Ruhe auferlegen. Lilly aber ließ sich so leicht nicht abspeisen und machte wiederholte Versuche, die Mutter zu sehen. Aber Frau v. Holding blieb beharrlich dabei, sie bedürfe nichts weiter als vollkommener Ruhe; zu irgendwelcher Besorgnis sei durchaus kein Grund vorhanden.

So mußte sich das Mädchen unverrichteter Sache zurückziehen; aber die Mutter konnte es nicht verhindern, daß sich Lilly die abenteuerlichsten Gedanken über den Verlauf des Gespräches zwischen ihrer Mutter und Sendenberg machte. Daß irgend etwas nicht in Ordnung war, begriff sie bald. Aber was konnte das sein?

Die arme Mutter wagte es nicht, ihrer Tochter vor Augen zu treten. Sie blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer und auch den Abend. Nur vor dem Schlafengehen konnte sie doch nicht anders, als ihrer Tochter zu gestatten, zu ihr zu kommen und ihr gute Nacht zu sagen. Es wäre für das arme Kind gar zu hart gewesen. Aber Frau v. Holding hatte es ihr zur Pflicht gemacht, sich aller Fragen zu enthalten.

Am nächsten Tage erhielt Claire folgenden Brief von Sendenberg.

„Meine einzig geliebte Claire!

Ich habe erst die Nacht vorübergehen lassen, um meiner Entschlüsse auch ganz sicher zu sein. Was ich gedacht und was sich mit felsenfester Gewißheit meiner Seele offenbart hat, ist das: Ich habe in meinem ganzen Leben nur eine große, heilige, das gesamte Wesen umfassende Liebe gehabt, und das bist Du. Du warst es vor zwanzig Jahren, und Du bist es auch noch heute. Ich werde entweder mit Dir unaussprechlich glücklich werden, oder ich verzichte auf jedes Glück. Mein Schicksal hast Du in Deiner Hand. Was Lilly anbetrifft, so werde ich bald, nachdem Du diesen Brief erhalten, bei ihr vorsprechen und meinen Fehler offen und ehrlich eingestehen. Nur die größte Aufrichtigkeit kann uns vor großem Unglück bewahren. Habe Mut, meine liebe Claire, es wird alles gut werden!

Dein Kurt."

Frau v. Holding ließ die Hand, welche den Brief hielt, sinken und schaute trübe vor sich hin.

„Alles gut werden," sagte sie in Gedanken verloren; „wer das hoffen dürfte!"

Dann verklärten sich ihre Züge mit glückseligem Glanze.

Doch war in ihrer Seele die Sorge um das Schick-

sal Lillys noch zu mächtig, als daß sie den freundlicheren Vorstellungen hätte Raum geben sollen. Eine quälende Bangigkeit überfiel sie, und wenig fehlte, so hätte sie Lilly rufen lassen, um ihr alles zu gestehen. Nur die Scham, die sie vor ihrer Tochter empfunden hätte, weil ihr, der Mutter, heißes Sehnen doch dem gleichen Manne galt, wie das der Tochter, hielt sie immer wieder davon ab.

Lilly ihrerseits hatte die entschiedene Absicht, sich nicht länger hinhalten zu lassen. Sie wollte ergründen, was die Ursache des Leidens ihrer Mutter war, und war auch entschlossen, hinwegzuräumen, was sich vielleicht störend zwischen Mutter und Tochter gedrängt hatte.

Da meldete ihr das Zimmermädchen, daß Herr Sendenberg bitte, sie sprechen zu dürfen.

„Herr Sendenberg?“ fragte Lilly erstaunt. „Wo ist er denn?“

„Ich habe ihn in das Empfangszimmer geführt.“

„Aber das ist ein Irrtum. Herr Sendenberg will wahrscheinlich zu meiner Mama?“

„Nein, zum gnädigen Fräulein.“

„Gut, ich komme gleich.“

Lilly preßte die Hand auf das Herz. War er gekommen, ihr von seiner Liebe zu reden? Sie um ihre Hand bitten? Aber es war gar keine Freudigkeit in ihrer Seele, und die hätte doch in Überfülle über sie hereinbrechen müssen, wenn sie wirklich an der Pforte des Paradieses gestanden hätte. Es war eher wie eine große Bangigkeit, die sie gefangen hielt.

Aber tapfer schüttelte sie diese ab und schritt in das Empfangszimmer hinüber.

Sendenberg sah sie über die Schwelle schreiten und kam ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Gnädiges Fräulein — das, was ich Ihnen zu sagen gekommen bin, wird mir wahrlich nicht leicht, und doch bin ich glücklich, sehr glücklich, Sie zu sehen.“

„Das klingt etwas sonderbar, Herr Sendenberg.“

„Ja, wie alles so sonderbar ist, was sich um und über uns abspielt, und nicht zum kleinsten Teil in uns. — Sie wissen, gnädiges Fräulein, ich bin ein Mann der klaren Worte, und Sie werden mir auch glauben, wenn ich sage, welchen tiefen Eindruck Sie auf mein Gemüt vom ersten Augenblicke an gemacht haben. Alles, was ich Ihnen bei Gräfin Czapski und am nächsten Tage bei Prinz Hoheneck gesagt habe, kann ich auch heute noch unterschreiben, und doch stehe ich heute als ein anderer Ihnen gegenüber.“

Mit erschrockenen Augen starrte das Mädchen den Besucher an. Sie fing an zu begreifen, daß diese dunklen Andeutungen mit dem Zustande ihrer Mutter in Verbindung standen und daß irgend etwas Schreckliches ihrer wartete.

„Reden Sie! Reden Sie nur!“ drängte Lilly. „Ich habe Mut. Was kann es denn Schlimmes sein, daß Sie so feierliche Umschweife machen?“

„Sie haben recht, Fräulein Lilly. Nun denn — ich habe in jungen Jahren eine Liebe im Herzen getragen, die gewaltig auf mich eingewirkt hat. Endlich aber glaubte ich alles still und eingeschlafen. Da sah ich Sie, sprach mit Ihnen, las in Ihren Augen — und ich fühlte den alten Quell von neuem in mir rinnen. Ein Lenzen und Blühen, ein Klingen und Singen war in meiner Brust, daß ich, berauscht von dem alten Wein der jungen Liebe, meine sonstige Vorsicht vergaß und übereilt und unbesonnen wurde wie ein Jüngling. So sprach ich zu Ihnen von meinen Hoffnungen und entzündete das Feuer in Ihrem Herzen, ohne mich doch

vorher geprüft zu haben, ob nicht ein verhängnisvoller Irrtum mich bewegte."

„Und haben nun gefunden, daß Sie im Irrtum waren?" unterbrach ihn Lilly. „Sie sind gekommen, mir zu sagen, daß Sie mich nicht heiraten mögen. Aber warum so viele Worte um eine ganz einfache Sache? Sie hatten mir ja noch gar nichts versprochen. Und dann — waren Sie denn Ihrer Sache schon so sicher, daß ich mir ernstliche Pläne in Bezug auf Sie gemacht hätte?"

„Sie werden bitter, gnädiges Fräulein. Ja, lassen Sie mich ganz offen sein: Wenn ich in diese guten, lieben Augen schaue, dann weiß ich, sie können nicht lügen, können nicht oberflächlichen Scherz treiben mit Dingen, die einem fühlenden Menschen heilig sind. Lassen Sie mich meine Beichte schnell beenden. — Ich war fest überzeugt, daß meine begeisterte Liebe Ihnen allein galt, bis auf die Stunde, da ich Ihrer Frau Mutter gegenüberstand. In Frau v. Holding erkannte ich den Gegenstand meiner ersten unvergeßlichen Liebe wieder, und ich erkannte auch, daß Frau v. Holding mich nie aus ihrem Herzen verloren hat. Nun wußte ich, daß die Begeisterung, die ich scheinbar für Sie empfand, in Wirklichkeit Claire galt, und daß es Verrat an Ihrem Lebensglück sei, wenn ich meinen Irrtum nicht offen eingestehen wollte. Nun habe ich die Entscheidung in Ihre Hand gelegt. Ihr Wille wird uns den Weg weisen."

„O, das ist überraschend! — Weiß meine Mama von Ihrem Besuch bei mir?"

„Ich sprach schon gestern zu ihr davon — als von dem einzig richtigen Wege, aus diesen Wirrnissen herauszugelangen. Ich schrieb es ihr auch heute noch einmal. Sie muß meinen Brief vor zwei Stunden erhalten haben."

„Mama hat Sie damals aufrichtig und tief geliebt?"

„Ich glaube, es behaupten zu dürfen."

„Und sie liebt Sie noch?"

„Wenn ich hier stehe, Fräulein Lilly, so stehe ich jedenfalls mit der Ermächtigung Ihrer Frau Mutter hier. Als ich gestern mit Claire — gestatten Sie mir, sie so zu nennen — das Zusammentreffen hatte, von dem ich vorher keine Ahnung hatte, und als sie sah, wie unzerreißbar fest die Bande sind, die uns beide verknüpfen, da war sie trotzdem schwer von dem Entschluß abzubringen, sich für das Glück ihrer Tochter zu opfern. Sie wollte verzichten, und nie sollten Sie erfahren, daß Ihr Friede und Ihr Glück mit der vollständigen Resignation der Mutter bezahlt war. So herb nun auch die Resignation manchmal ist, so haben wir doch oft genug die Pflicht, sie zu üben, wenn wir damit das Glück eines geliebten Wesens erkaufen können. In diesem Falle aber durfte es nicht sein. Nicht aus eigenem starken Glücksverlangen und selbstischem Lebenstriebe, sondern weil ein lautloses Opfern nicht nur Ihnen das Glück nicht verschafft hätte, sondern auch Sie um Ihren schönsten Jugendtraum betrogen hätte. Denn wie konnte ich Sie noch glücklich machen, da doch mein Herz und meine Seele nicht mehr mein waren?"

Lilly war aufgestanden und bot dem Besucher ihre Rechte. „Und darum," sagte sie, „mußte meine arme Mama so Schweres leiden? Hier — meine Hand. Ich zürne Ihnen nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie den Mut gefunden haben, offen mit mir zu reden. Sie haben mir meine Mutter gerettet und mich dem Glück. Und dann noch etwas, von dem ich nachher sprechen will —" sie lächelte ihn nun schon wieder ganz vergnügt an.

„O Lilly — Sie sind ein ebenso tapferes wie gutes Mädchen!“

„Und wenn alles so kommt, wie ich mir denke, dann können wir uns ja doch oft sehen und uns liebhaben — nicht wahr? Meine Liebe zu Ihnen wäre ja doch immer mehr die Liebe eines Kindes zu einem gereiften Manne gewesen, das wird mir in dieser Stunde so lebhaft klar, daß ich selber davor bange, wie leicht ich Sie um das Beste, was Sie bei einem Weibe suchen, hätte betrügen können. — Wollen Sie noch einen Augenblick hier verweilen. Ich will nur zu meiner Mama und ihr sagen, daß sie wieder froh und glücklich sein darf. Ich bringe sie Ihnen dann hierher.“

„Lilly, ich finde nicht Worte, Sie gebührend zu preisen.“

„Ist auch gar nicht nötig.“

Er aber ergriff ihre Hand und küßte sie mit wahrer Andacht. Dann schritt sie eilig hinaus.

Drüben fand sie die Mutter am Fenster sitzen und beide Hände gefaltet in den Schoß gelegt. Mit einem lauten Freudenschrei flog Lilly auf Frau v. Holding zu und schloß sie in ihre Arme.

„Meine liebe, gute Mama!“ rief sie. „Sei doch nicht traurig! Sieh, deine Lilly ist ja so fröhlich wie ein kleines Kind.“

„Ist Sendenberg schon —“

„Ja, Mama, er ist bei mir gewesen. Er hat mir alles gesagt. — Liebe, gute Mama, du hast dir ja die ganze Geschichte viel schwerer gemacht, als sie in Wirklichkeit ist. Denke doch nur — ich will ja doch von einer Heirat mit Herrn Sendenberg ebensowenig wissen wie er selbst. Und nicht etwa deinetwegen — o, das darfst du nicht glauben. Aber denke doch nur: was soll mir denn ein Mann, der eine andere liebt? Und dann habe ich auch eingesehen, es war doch wohl mehr

Hochschätzung und das Gefühl der Gesinnungsverwandtschaft als Liebe. Kurz — Mama, mach' nur wieder ein freundliches Gesicht! Du siehst — ich bin nicht die Spur unglücklich. Ja, denke nur, ich will sogar noch ein Geschäft bei der Sache machen."

Claire lächelte ihre Tochter unter Tränen an.

„Ja, staune nur! Aber man muß sein Glück schmieden, wenn es warm ist. Und mein Glück ist nun einmal — du weißt es ja — die Kunst. Sieh, wenn du wieder heiratest, dann kannst du mich dabei doch nicht gebrauchen. Laß mich zur Bühne gehen, damit mein Leben einen Inhalt habe. Das hier ist kein Leben für mich. Siehst du, Mama, wir machen ein Geschäft miteinander: ich gebe dir, und du gibst mir. Wenn Sendenberg mich wirklich geheiratet hätte, wäre ich doch auch schließlich zur Bühne gegangen, das hatte er mir schon versprochen. So hätte der kleine Sturm vielleicht noch sein Gutes gehabt für uns alle."

„Du Liebe," sagte die Mutter, über das Haar der Tochter streichelnd, „wenn das alles so ist —"

„Ja, Mama, es ist alles so, wie ich sage."

„Nun, dann können wir ja noch über deine Pläne reden."

„O, dann hab' ich gewonnen! — Komm, Mama, Herr Sendenberg wartet drüben. Er ist in großer Unruhe. Erlöse ihn. Und mache mir ihn recht glücklich — hörst du!"

Arm in Arm schritten die beiden in das Empfangszimmer hinüber.

Die Tür flog auf. Einen Moment sahen Frau v. Holding und Sendenberg einander in die Augen, dann lag sie laut aufschluchzend an seinem Halse.





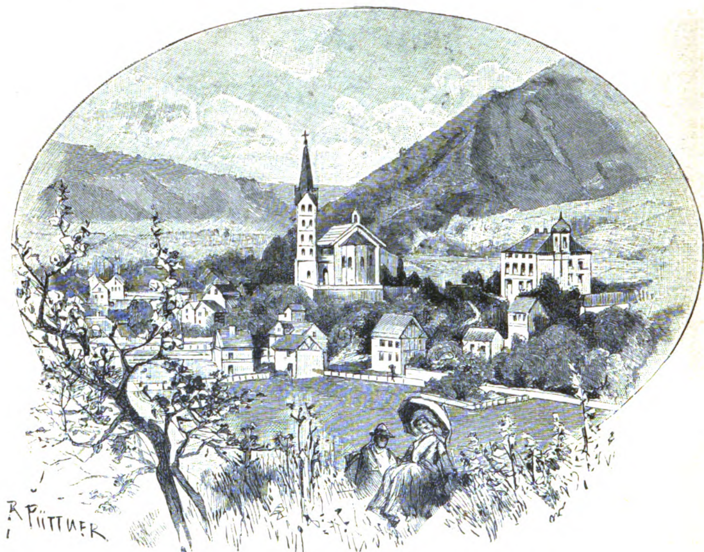
In der Heimat des Moselweines.

Herbstfahrten. Von Johannes Proelß.

Mit 16 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Als ich vor Jahren zum ersten Male die Mosel auf einem der schmucken Dampfer befuhr, die damals schon die Fahrt zwischen Koblenz und Trier auf und nieder machten, war ich erstaunt über die kleine Zahl der Reisegenossen. Ich kam vom Rhein her und fuhr nach Alf, dem schmucken Landungsort für das Bad Bertrich, und je herrlicher die Ufer die Reize des Moseltals entfalteten, um so mehr bedauerte ich, daß an diesem schönen, sonnigen Herbsttage nicht mehr Touristen den hohen Naturgenuß teilten. Während ich auf dem Verdeck mit meinem einzigen Reisegefährten eine Flasche „Bernkastler Doktor" leerte, in langsam prüfenden Zügen, wie es solchem Göttertropfen zukommt, entrüsteten wir uns weidlich über die Bequemlichkeit, welche die meisten Besucher des Rheines abhält, einen Abstecher in das Moseltal zu machen. Ich vergaß darüber ganz, daß ich selbst jahrelang in der Nähe des Rheins gelebt und an seinen Ufern mich wahrhaft heimisch gemacht hatte, ohne zu dem Entschluß zu kommen, auch

einmal den altberühmten Nebenfluß zu befahren, der von Lothringen her das triersche Land durchfließt. Sonst würde ich mir auch den Grund vergegenwärtigt haben, warum das „Moseltal“ zwischen Koblenz und Trier, das an altertümlichen Städten, Dörfern und Burgen, an malerischen Rebenhöhen und schönbewaldeten Felsen-

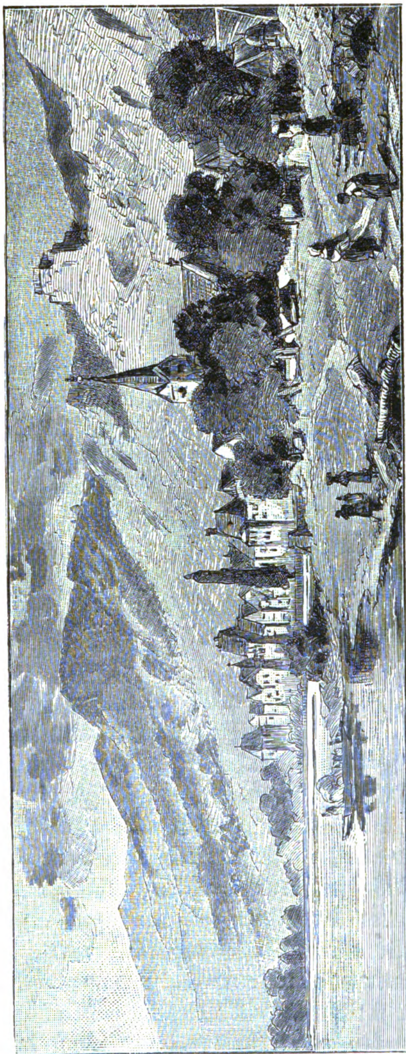


Bad Bertrich.

bergen so überaus reich ist, Jahrzehnte hindurch aus dem mächtig anschwellenden modernen Verkehrsleben auf und an dem Rhein so wenig Vorteil gezogen hat.

Wohl wird die Mosel auf dieser Strecke schon seit dem Jahre 1840 von Dampfschiffen befahren, aber noch heute verkehren die letzteren nicht Tag für Tag, sondern nur viermal in der Woche. Die Fahrt zu Berg von Koblenz nach Trier geht infolge der oft starken

Strömung des Flusses äußerst langsam von statten und dauert infolge der vielen Krümmungen und Schleifen des Stromlaufs zwei volle Tage. In Traben-Trarbach wird übernachtet. Von dort fahren am folgenden Tage die Schiffe nach Trier weiter. Die Ankunftszeiten werden auch noch in den neuesten Reiseführern*) als sehr ungewiß bezeichnet. In trockenen, heißen Jahren kommt es vor, daß während des Augusts und Septembers die Mosel-Dampf-

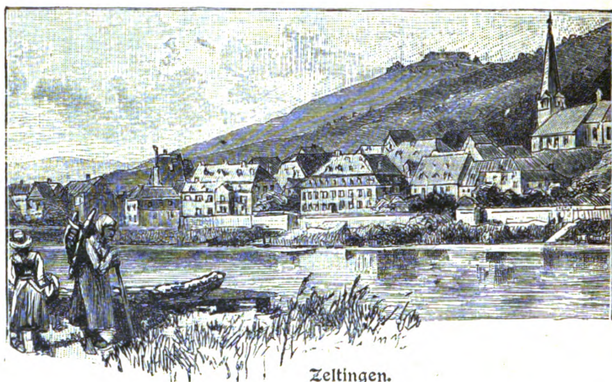


Piesport.

*) Grieben, „Die Mosel von Koblenz bis Trier", 6. Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt.

schiffahrt wegen zu geringen Fahrwassers ganz oder teilweise aufhört. Man muß sich also rechtzeitig erkundigen, ob die Schiffe überhaupt gehen, will man sich eine unangenehme Enttäuschung ersparen.

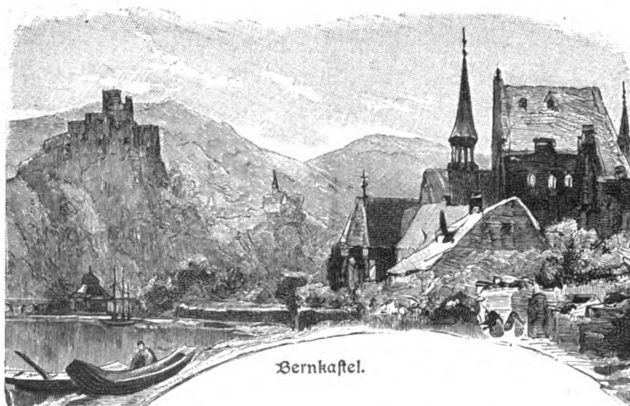
Wer mit seiner Zeit rechnen muß und vom Rhein her die Mosel bereisen will, wird gut tun, zunächst mit der Eisenbahn von Koblenz nach Trier zu fahren und von dort aus den Dampfer moselabwärts zu benutzen.



Zeltingen.

Er hat hierfür die Wahl zwischen den Schiffen der Mosel-Dampfschiffahrtsgesellschaft und dem Lokaldampfboot, das zwischen Trier und Bernkastel hin und her fährt. Die ganze Fahrt bis Koblenz hinab dauert rund 12 Stunden. Treffliche Verpflegung, gute echte Moselweine und die abwechslungsreiche Aussicht sorgen dafür, daß während der Fahrt Langeweile nicht aufkommt, aber ermüdend wäre es doch, auf einmal die ganze Strecke mit dem Schiff bis nach Koblenz zu fahren und wer möchte auch diese lockende Landschaft durcheilen ohne Aufenthalt? Wohl jeder Tourist wird seine Fahrt unterbrechen, um in einer der berühmten Sommerfrischen

am Moselstrand Einkehr zu halten. Schon beim Vorbeifahren fühlt man, daß die besondere idyllische Schönheit dieser Landschaft nur im Verweilen so recht genossen werden kann. Namentlich ist das weinberühmte Piesport der Mittelpunkt einer Gegend, die alle charakteristischen Züge der Mosellandschaft in sich vereinigt und von der aus sich bis nach Trarbach, links über den Brauneberg bei Kesten, über Neuhof, Wehlen, Ürzig,


Bernkastel.

Kinheim, Cröv, rechts über Nieder-Emmel, den Ohligsberg und Neuberg bei Dusemond, über Bernkastel, Graach mit dem „Josephshof", Zeltingen, Erden, Wolf und den „Göckelsberg" die herrlichsten Weinlagen hinziehen.

Zwei Eigenschaften muß der Reisende mitbringen, dem sich der volle Genuß einer Moselreise erschließen soll: historischen Sinn und Verständnis für die Poesie des Weines. Wessen Phantasie beim Anblick altertümlicher Ruinen und schön begrünter Weinbergterrassen müßig bleibt, für den treten die feinsten Reize dieser Landschaft nicht ins Spiel.

Auf alter römischer Kultur ist der Weinbau an der Mosel begründet. In dem stattlichen Provinzialmuseum zu Trier befinden sich in der Sammlung römischer Altertumsfunde sogar mehrere Kunstwerke, die dies bezeugen, zum Beispiel ein Steinbild, das zwei mit Weinfässern beladene, von je 12 Ruderern bewegte Moselschiffe darstellt. Das Gesicht des Mannes mit dem Bootshaken in dem zweiten Schiff hat einen wahrhaft weinfrohen Ausdruck. Auch heute ist Trier der Mittelpunkt des Weinhandels an der Mosel. In seiner Umgebung liegen vorzügliche Weinberghalden, auf denen der „Tiergärtner", der Olewiger-Neuberger, der Augenscheiner, der Grünhäuser u. s. w. gedeihen. Jedes Frühjahr finden im Bürgerverein die großen Weinauktionen statt, wo ausschließlich edle Gewächse, sogenannte „Spitzen", zum Ausgebot kommen. Diese Versteigerungen sind ganz öffentlich. An langen Tischen sitzen die Interessenten, die mit feierlichem Ernst die von den Aufwärtern dargereichten Kostproben entgegennehmen. Ein Rendezvous von Weinverständigen ersten Ranges! Bei einer der letzten Versteigerungen gelangten hier 1080½ Fuder Wein — das Fuder zu je 975 Liter — zum Verkauf, was eine Einnahme von 3,145,420 Mark ergab. Der Umsatz der Weinhandlungen am Ort ist natürlich viel größer.

Nicht immer war das so. Der alte Ruhm der Moselweine war noch vor wenigen Jahrzehnten sehr heruntergekommen. Was aber von der Bereisung des Moseltales gilt, das gilt auch vom Ruhme der Moselweine: sie sind beide im Aufschwung begriffen. Gerade, daß sie leichter und weniger feurig sind als die Rheingauer Weine, hat ihren Ruf gehoben in unseren Tagen wachsender Erkenntnis, welche Bedeutung unsere Speisen und Getränke für die Gesundheit haben. Das „Bukett",



J. N. Gary in Trier phot.

Die neue Moselbrücke zwischen Traben und Trarbach.

die „Blume“ der besseren Moselweine war schon früher geschätzt, als noch die Säurehaltigkeit namentlich der geringeren Sorten außerhalb des Moseltales als Mangel empfunden wurde. Als die abscheulichste Weinpantscherei noch ungestraft in Deutschland ihr dunkles Handwerk treiben durfte, ist wegen dieses natürlichen Säuregehalts des Moselweines mit falschen Etiketten ein Mißbrauch getrieben worden, der dem Rufe gerade der besten Moselmarken, wie Piesporter, Brauneberger, sehr schaden mußte. Jetzt ist der naturreine Moselwein gerade seiner Säure wegen geschätzt und wird von vielen Ärzten ihren Kranken als bekömmliches Erfrischungsgetränk verordnet. Von jenem Kurfürsten von Trier, dem der „Bernkastler Doktor“ seinen Namen verdankt, meldet die Sage, er habe, von Leiden gequält, die kein Doktor kurieren konnte, einen Aufruf erlassen, daß der, welcher ihn von seinem Leiden befreie, fürstlicher Belohnung gewiß sein könne. Darauf hätte ein alter Mann mit einem Fäßchen sich melden lassen und dem kranken Kirchenfürsten versichert, daß, wenn er von dem Inhalt des Fäßchens täglich trinke, sein Siechtum bald für immer gehoben sein werde. Der Kurfürst trank, volle Gesundheit kehrte ihm wieder, und er nannte den Weinberg, dem er dieses Lebenselixier verdankte, den „Doktor“.

„Die charakteristische Eigentümlichkeit aller Moselweine,“ schreibt ein Kenner, „besteht zum Unterschiede von anderen Weinen in der unschätzbaren Gabe, die Nerven des Menschen durch den leichten, eleganten, würzigen Ton angenehm zu kitzeln und durch die feine, duftige Blume in Verbindung mit der erfrischenden edeln Pflanzensäure zum Frohsinn und zur heiteren Geselligkeit zu ermuntern. Die Geschmacks- und Geruchsnerven eines andächtigen Weinkenners empfinden diesen echten Naturgenuß als ein wahres Labsal.“

Wenn wir unter solchen Kennern in einem gemütlichen Kneipchen, wie deren an den Ufern der Mosel so viele sich finden, eine Kostprobe vornehmen, dann erfahren wir aber auch, daß die wachsende Wertschätzung, deren sich der Moselwein jetzt erfreut, doch nicht bloß auf Modelaune beruht. Nach dem Muster der besten Weinkulturen am Rhein haben die großen Weingutsbesitzer an der Mosel neuerdings auf den Qualitätsbau die größte Sorgfalt verwendet. Sie haben sich gegenseitig verpflichtet, nur Traubensaft ohne irgendwelchen Zusatz auf den Markt zu bringen. Den Preis regulieren die bereits erwähnten



Moselufer bei Trarbach mit Klosterruine Wolf.

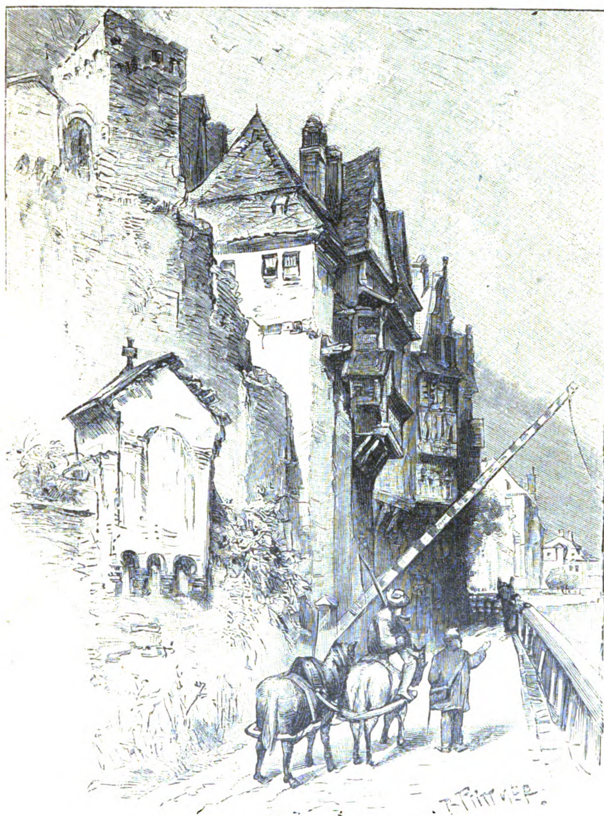
großen Weinversteigerungen, die alljährlich im Frühjahr in Trier und in Bernkastel stattfinden.

Die. Preise für die „Spitzen" sind infolge dieses Aufschwungs allerdings auch recht gestiegen. Vom 1897er Wein kam im Durchschnitt den Käufer das Liter im Faß auf 3½ Mark, vom 1900er auf 3 Mark zu stehen. Daß man für ausgelesenen Bernkastler, Brauneberger, Graacher, Zeltinger, Piesporter, Josephshöfer u. s. w. im Hotel 5 bis 6 Mark bezahlen muß, ist daher wohl begreiflich.

Zum Glück sind die sogenannten Bauernweine viel billiger, und wer das rechte Verständnis hat, wird ohne Mühe in jeder der besuchteren Ortschaften im Moseltal den Weg zu dem Wirtshaus finden, „wo man einen Guten schenkt". An den Quellstätten der besten Moselweine sollte man nicht sparen. Man trinke den Wein übrigens stets gut gekühlt; erst wenn er so kalt ist, daß beim Einschenken die Außenseite des Glases sich mit Tau beschlägt, entfaltet er voll seine erfrischenden, labenden Eigenschaften.

Nächst Trier und Bernkastel hat Trarbach als Sitz des Weinhandels an der Mosel besonderen Ruf. Es ist ein Amtsstädtchen in reizender Lage. Eine Sehenswürdigkeit ist die Moselbrücke nach Traben, welche vier Bogen von je 50 bis 60 Meter Weite über den Fluß spannt. An beiden Ufern sind Brückentürme mit Treppenaufgängen; das stilvoll eingerichtete Brückenrestaurant ist in dem auf der Trarbacher Seite gelegenen gewaltigen Torbogen mit Turm eingerichtet. Mitten über dem Tor befindet sich als Schlußstein das Wappen von Trarbach, darüber ein Sandsteinrelief, das ein im Tanze sich schwingendes Winzerpaar darstellt. Vom Erbauer der Brücke, Bruno Möhring, ist auch die Brückenkneipe künstlerisch ausgestattet. Ihr dient ein Schild zum

Wappen, auf welchem die Moselmaid den Drachen Durst bezwingt, indem sie dem Untier den Inhalt einer



Uferstraße von Cochem.

Weinflasche mit kräftigem Schwung in den Rachen gießt. Neben dem Bild des römischen Sängers Ausonius sind in Relief die Charakterköpfe des Sängers und des Komponisten jenes älteren Mosellieds an-

gebracht, das noch heute die größte Volkstümlichkeit in Stadt und Land an der Mosel genießt:

„Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin,
Von allen, die ich kannte,
Liegt einer mir im Sinn ...
O Moselland, du herrlich Land,
Ihr grünen Berge, du Fluß im Tal,
Ich grüß' euch von Herzen viel tausend Mal!

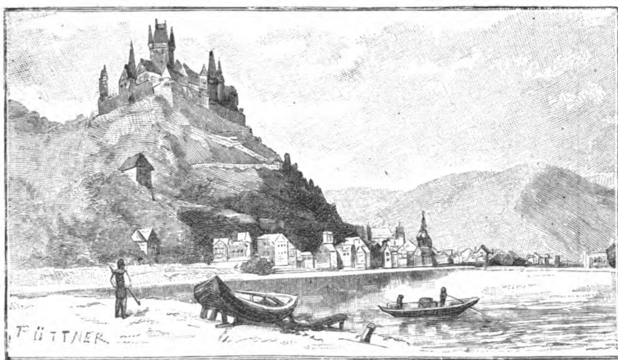
Auf sonniger Bergesseite,
Da stehn die Reben schlank,
In tiefer Keller Weite,
Da liegt manch kühler Trank.
O lichter Schein! O kühler Wein!
Ihr grünen Berge, du Fluß im Tal,
Ich grüß' euch von Herzen viel tausend Mal!"

Das schlichte Lied, das freilich die Mosel nicht genügend in ihrer Eigenart schildert, hat den verstorbenen Landpfarrer Reck zum Verfasser; es entstand 1845, als das Trarbacher Kasino zum ersten Male ein Preisausschreiben für das beste Mosellied erlassen hatte. Seine jetzige Verbreitung verdankt es der wahrhaft volkstümlichen Melodie des Trierers Georg Schmitt. Das Preisausschreiben der Trarbacher von 1895, das allerdings 2140 Moselweinlieder ins Leben rief, hatte keinen ähnlichen Erfolg. Volkslieder entstehen eben nur ausnahmsweise auf Bestellung.

Die Brückenschenke ist Eigentum der Stadt Trarbach. Das gegenüberliegende Traben ist Endstation der Zweigbahn Pünderich-Traben. Der jährliche Weinversand hier beläuft sich auf 40,000 Fuder. Von Trarbach führt ein schattiges Tal ins Gebirge, und in diesem entspringt die geschätzte heiße Felsenquelle, welche im Kur- und Badehaus Wildbad-Trarbach zu Bädern be-

nutzt wird. Über die Weinberge, welche Trarbach umgeben, grüßen zwei Ruinen ins Tal: die Grevenburg und die Klosterruine Wolf.

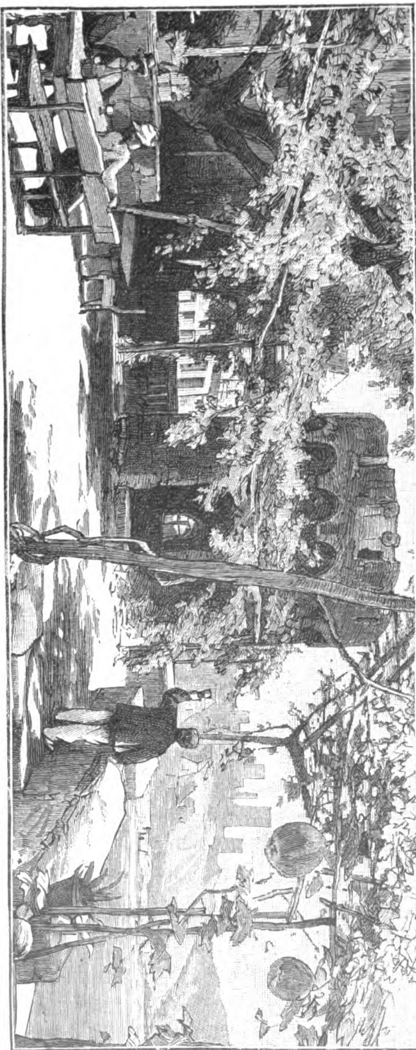
Die Weiterfahrt auf der Mosel nach Cochem zu führt uns an Enkirch, Pünderich, Zell vorbei nach Bullay. Von Enkirch besteigt man die aussichtsreiche Höhe des Dörfchens Starkenburg, von Bullay, von Enkirch und der Bergwerksstadt Zell die Klosterruine Marienburg,



Burg und Stadt Cochem.

das weithin sichtbare Wahrzeichen der ganzen Gegend. Das einsam auf dem schönen Bergrücken gelegene Frauenkloster wurde von den Franzosen zerstört. Von dem Aussichtsturm auf dem Prinzenkopf blickt man weit hinein in die Berge des Hunsrück und der Eifel. Der 115 Meter hohe Berggrat zwingt die Mosel zu einem Bogen von 12 Kilometer, während die schmalste Stelle der so gebildeten Halbinsel von einem Ufer zum anderen nur eine halbe Stunde mißt.

Von der Mosel sieht man auf der Höhe rechts und links im Tal zwei abgegrenzte Stücke, die sich wie tiefgrüne Bergseen ausnehmen. Die Bahnzüge, die, von


Beilstein.

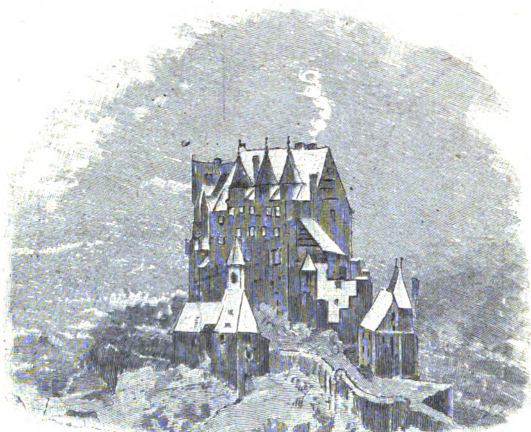
Bullay kommend, über die Moselbrücke fahren, im Prinzenkopftunnel verschwinden, dann über den langgestreckten Viadukt brausen, um wieder in dem Reilerhalstunnel zu dringen, beleben charakteristisch das eigenartige Flußbild.

Die großen Windungen der Mosel bedingen überhaupt eine gar reizvolle Mannigfaltigkeit der Ufer. Je nachdem die Ufer der Sonne zugekehrt oder abgekehrt sind, ist bald links, bald rechts die Vegetation begünstigt. So kommt es, daß mancher Ort auf der Südseite des



Im Hof von Burg Eltz.

Flusses seine Weinberge, seine Gärten und Obsthaine hat, während auf dem rauheren Nordufer seine Wiesen und Wälder bergan ziehen. So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, das Dorf Dusemond und seine Nachbarn einen Hauptanteil an dem gegenüberliegenden Brauneberg und dessen kostbarem Reben-



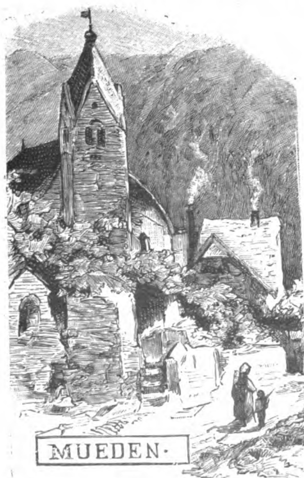
Burg Eltz im Winter.

erträgnis. Oft aber liegen sich auch größere und kleinere Ortschaften gegenüber, von denen die eine die reichere Umgebung, die andere die günstigeren Verkehrsverbindungen hat. Gegenüber von Bullay liegt auf dem linken Ufer das größere Alf, von wo die Straße durchs Alf- und Üsbachtal nach Bertrich führt, dessen heiße Quellen ähnlich günstig wie die Karlsbader Thermen wirken. Eine Stunde weiter ins Land öffnet die Eifel ihre vulkanische Wunderwelt mit den von Wasser ausgefüllten Kratergründen und den düsteren Schlackenwällen und Lavagipfeln.

Die Mosel nähert sich jetzt dem altertümlichen Cochem, das schon im Mittelalter besondere Bedeutung als Handelsplatz hatte. Wir befinden uns in der Mitte zwischen Trier und Koblenz. Über das Schiefergebirge des Cochemer Crampens, welchen der



zweitgrößte Tunnel Deutschlands, der Kaiser-Wilhelm-Tunnel, durchsticht, führt ein lohnender Waldweg von Eller nach Cochem. Herrliche Aussichten ins Moseltal hat man auch beim Überschreiten des schmalen Höhenrückens innerhalb der Moselbiegung zwischen Eller und Neef — diese Partie wird von Bullay und Alf gern gemacht —, namentlich an der Peterskapelle. Überall ist hier reichste Weinkultur, und zwar haben es die fleißigen Winzer verstanden, selbst auf brüchigem Felsengehänge jedes Fleckchen Erde auszunutzen. Oft hat jeder einzelne Weinstock seine Terrasse.

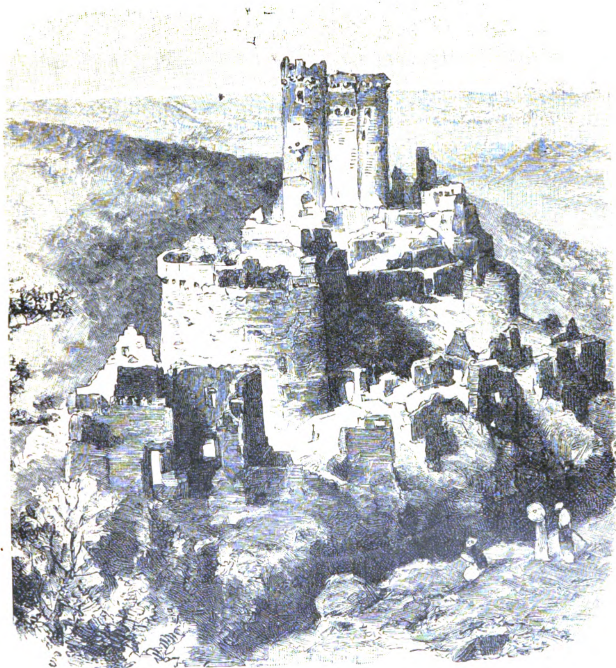


Besonders beliebt bei den Cochemer Sommer-

gästen ist eine Fahrt moselauf nach Beilstein, das sich zu Schiff in einer Stunde erreichen läßt. Hier findet sich so recht all das Besondere, was der Mosellandschaft im großen ihren Charakter verleiht, zu einem Stimmungsbilde vereinigt, wie es den Maler entzückt. Traulich schmiegt sich das Dörfchen um den Fuß des bewaldeten Bergkegels, der die Ruine mit dem halbzerfallenen Burgfried trägt. Reste ehemaliger Befestigungen umrahmen das Gewinkel der Giebel, Erker und Türmchen an den alten Häusern der Ortschaft. Und wie behaglich sitzt es sich unter dem grünen Laubgewölbe der Wirtshausterrasse, an welcher der grüne Fluß in schönem Bogen vorbeiströmt!

Die Strecke von Cochem nach Koblenz ist berühmt durch ihre Burgen. Bei Cochem selbst, über deren bergigen engen Gassen, thront die Burg gleichen Namens, auf der einst Kaiser Barbarossa eine Weile Hof hielt. Sie ist von ihrem jetzigen Besitzer auf Grund von alten Plänen in ihrer früheren Gestalt wiederhergestellt worden. Beim Durchwandern der reich geschmückten Rittersäle, Wohnzimmer und Galerien fühlt man sich ganz ins Mittelalter versetzt. Noch unmittelbarer geschieht dies auf der Burg Eltz. Sie ist die einzige Burg an der Mosel, die der Zerstörungswut der Franzosen entging. Man erreicht sie am besten von Hatzenport oder Moselkern aus, Orten, die man ebenso bequem von Cochem als von Koblenz mit der Bahn oder dem Dampfschiff erreicht. Auch Burg Eltz wird noch heute bewohnt. Einzig schön liegt dieser Stammsitz der Grafen Eltz links abseits von der Mosel auf einer bewaldeten Felsenhöhe, die auf drei Seiten vom Eltzbach umflossen ist. Das grandiose Bauwerk, dessen prächtigen Schloßhof jedermann betreten darf, während der Besuch des Innern nur mit besonderer Erlaubnis

des Eltzschen Oberrentmeisters in Moselkern gestattet ist, besteht aus vier einzelnen, nach und nach erbauten Burghäusern. Auf einer anderen steilen Höhe im Nordwesten ragen die Trümmer von Trutz-Eltz, einer



Die Ehrenburg.

Feste, die zur Belagerung der Eltzburg vom Erzbischof Balduin von Trier im Jahre 1320 erbaut wurde. Auch von den Weinorten Müden und Carden führen lohnende Wege hierher. In Carden mit seiner alten Stiftskirche ist auch das neuerdings wiederhergestellte „Burghaus" derer von Eltz mit dem reizenden Giebeltürmchen sehenswert.

Eine andere vielbesuchte Burg an der Untermosel ist die Ehrenburg auf dem rechten Ufer. Im Mittelalter besaßen sie die Pfalzgrafen als Lehen der Erzbischöfe von Trier. Lange trotzte sie jeder Belagerung, und auch nach der Zerstörung durch die französischen Mordbrenner, 1687, ist sie ein imponierendes Bau-

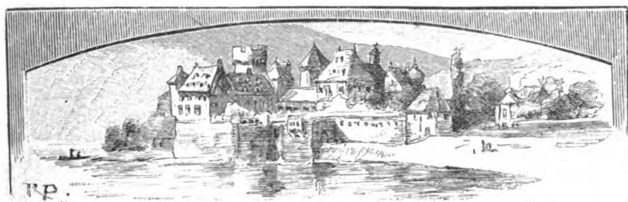


Alken.

werk geblieben. Die Bahnstation für den Besuch ist Loef; eine Fähre führt nach Brodenbach hinüber, von wo aus man zur Ehrenburg durch herrlichen Laubwald emporsteigt.

Wir befinden uns hier in einer der malerischsten Gegenden des Moseltales, die den Bewohnern von Koblenz eine Fülle schöner Ausflugspunkte bietet. Zentralpunkt ist Cattenes, dessen Name von der Kette (catena) abgeleitet wird, mit der hier die Römer die

Mosel gesperrt hielten, um von den vorbeifahrenden Schiffen einen Zoll zu erheben. Beim Bau der Moselbahn wurden hier viele tausend römischer Kupfermünzen gefunden. Hier ist der Ausgangspunkt für den Besuch der Ruine Thurant im wildromantischen Catteneser Tal. Ein anderer Weg zur Burg führt von Alken, dessen Lage in der Bucht der Alkener Lay das Auge entzückt. Das Schiefergebirge nähert sich auf dieser Strecke dem Moselufer wiederholt in mächtigen Felsbildungen; so ist auch die Umgebung von Moselkern



Ehrenbreitstein.

mit dem Müdener Bock und der Mosellorelei sehenswert.

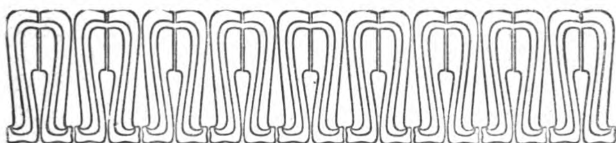
Wir nähern uns Koblenz. Bei Winningen befinden wir uns im besten Weinland der Untermosel. Obst- und Nußbaumplantagen umkränzen die Rebengärten. Nun grüßen die Kirschenwälder von Güls. Bei der Eisenbahnbrücke zwischen Moselweis und dem Berghang der Karthaus entfaltet noch einmal das Moseltal seine liebliche Schönheit. Dann meldet sich mit Ziegeleien und Kalköfen die Industrie. Düster blicken die Festungswerke des Ehrenbreitstein herüber. Aber in angenehmen Kontrast dazu stellt sich das altertümlich anmutende Moselviertel von Koblenz. Unter zwei Brücken hinweg fährt das Schiff in den Rhein.

Es ist dunkel geworden. Aber mit magischem Glanze

ist auf dem „Deutschen Eck" vom Mondlicht das mächtige Denkmal Kaiser Wilhelms I. umflossen, und bei diesem Anblick überkommt uns das Bewußtsein, welche politische Bedeutung der Fluß hat, an dessen Ufern wir uns in behaglicher Ferienmuße allen politischen Angelegenheiten entrückt fühlten.

Durch Deutschlands Siege unter diesem Kaiser wurde die Wacht am Rhein an die Mosel verlegt! Die Festungswerke von Koblenz sind geschleift, die von Metz sind verdoppelt!





Zur Rebhuhnzeit.

Gastronomische Plauderei von Kurt Tesdorff.

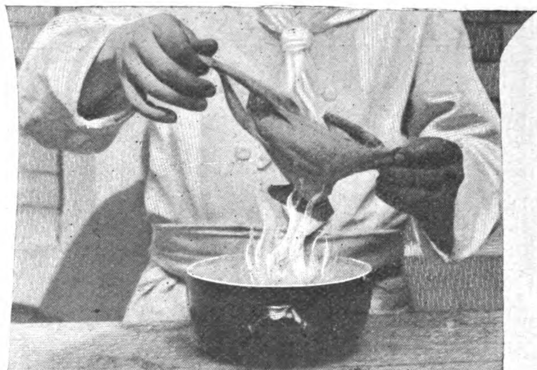
Mit 8 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Unter allem jagdbaren Getier des Feldes und Waldes, dessen Bestimmung es ist, als schmackhafter Bissen auf unserer Tafel zu erscheinen, erfreut sich wohl keines so allgemeiner Beliebtheit, als das Rebhuhn, für dessen Vorzüge schon unsere Altvordern volles Verständnis besaßen. Dem Feinschmecker bedeutet es alljährlich ein freudiges Ereignis, wenn er nach beendeter Erntezeit die ersten Exemplare dieses zu Lebzeiten so munteren und niedlichen Hühnervogels in den Auslagen der Wildhändler erscheinen sieht, und für die sorgsame Hausfrau beginnt mit der Rebhuhnsaison die Zeit ihrer schönsten kochkünstlerischen Triumphe.

In der gut bürgerlichen deutschen Küche kennt man das zubereitete Rebhuhn eigentlich nur in zweierlei Gestalt, und zwar nach seinem mehr oder weniger jugendlichen Alter entweder gebraten oder gekocht. Der Gourmand wird ihm in ersterem Zustande wahrscheinlich immer den Vorzug geben, aber es fehlt nicht an Leuten von zweifellos feiner Zunge, die auch von einer richtig

bereiteten Linsensuppe mit Rebhuhn kaum Rühmens genug zu machen wissen.

Zum Braten wählt jede halbwegs erfahrene Köchin nur die jungen Vögel, die sich an der helleren gelblichen Färbung der Füße leicht genug von den alten unterscheiden lassen, und sie wartet niemals, bis das Rebhuhn jenen unangenehmen Geruch angenommen hat,

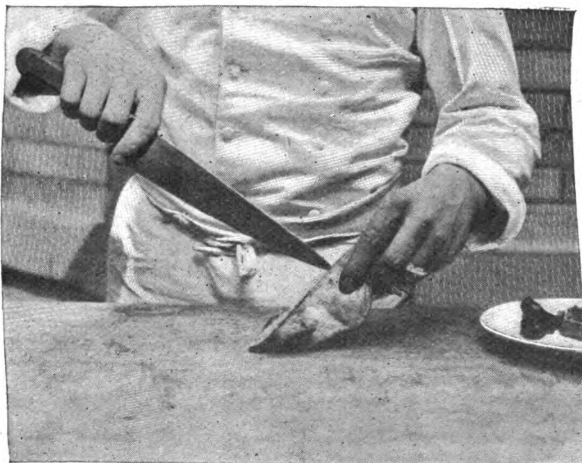


Absengen des Rebhuhns.

der als Hautgout bei einigen anderen Wildbretarten seine Liebhaber findet.

Die Zubereitung ist eine recht einfache. Das Tier wird gerupft, recht behutsam, um die Haut nicht zu verletzen, abgesengt, aber nicht gebrüht wie anderes Geflügel, ausgenommen, mit einigen Weinblättern und darüber mit einer Scheibe fetten Speckes umwickelt und so am Spieß oder in der Kasserolle, am besten in einer irdenen, gebraten. Kaum eine andere Herstellungsart erhält dem Fleische des feisten Vogels seine saftige Zartheit und seinen charakteristischen Wohlgeschmack so vollständig wie diese.

Aber wenn in dem Überfluß der Rebhuhnsaison die alte Wahrheit, daß „toujours perdrix“ selbst dem leidenschaftlichsten Verehrer dieses Leckerbissens zu viel werden kann, nicht auch bei ihren Angehörigen ihre Bestätigung finden soll, muß die kluge Hausfrau wohl auf einige Abwechslung in der Zubereitung bedacht sein. Vielleicht werden unsere Leserinnen uns Dank wissen, wenn



Das Rebhuhn wird vorsichtig am Rücken geöffnet.

wir ihnen dazu mit einigen Rezepten behilflich sind, die von einem der renommiertesten Pariser Kochkünstler herrühren.

Das in der üblichen Weise vorbereitete Rebhuhn wird mit größter Vorsicht, um die zarte Haut nicht zu verletzen, ausgebeint. Aus dem losgelösten Fleische wird in Verbindung mit der Leber, der Haut von zehn bis zwölf kleinen Trüffeln, 100 Gramm fettem Speck, vier Eidottern und 100 Gramm Butter eine

Farce bereitet, die man durch ein Sieb treibt, um dann die Haut des Vogels damit zu füllen. Die letztere



Füllung des Rebhuhns.

wird zugenäht und der auf solche Art in seiner äußeren Gestalt wiederhergestellte Vogel dreiviertel Stunden

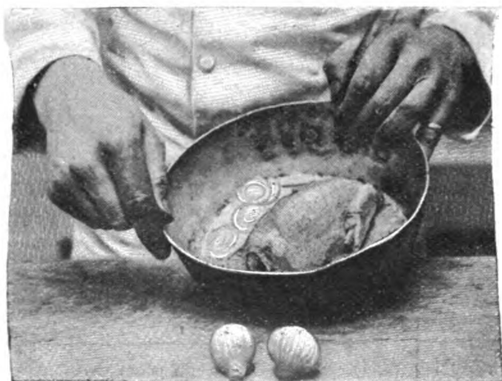


Das Zunähen.

lang gekocht. Serviert wird dieses Gericht nach dem vollständigen Erkalten mit einem Trüffelgelee, und an einer beifälligen Aufnahme ihres allerdings recht mühe=

vollen Werkes braucht die geschickte Köchin wohl kaum zu zweifeln.

Eine andere Zubereitungsweise ist die folgende: Ein Rebhuhn von ungefähr 350 Gramm wird gerupft und abgesengt, mit einem gut schneidenden Transchiermesser vorsichtig vom Rücken aus geöffnet, ausgenommen und mit einer Farce gefüllt, die man aus nachstehenden Bestandteilen zusammengesetzt hat: ein



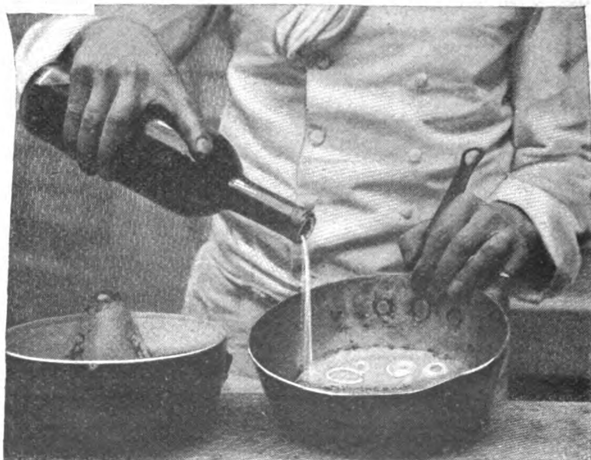
In der Kasserolle.

Stück Gänseleber von 50 und eine Trüffel von 30 Gramm werden fein gehackt und mit Salz, Pfeffer, sowie vier Gewürzkörnern innig vermischt. Nachdem diese Füllung eingeführt worden ist, wird das Huhn in der auf unserer Abbildung veranschaulichten Weise wieder zusammengenäht, mit einer Scheibe fetten Specks umwickelt und langsam gedünstet.

Nach dreiviertel Stunden nimmt man die Kasserolle vom Feuer und mischt den Fond, in welchem es gekocht hat, mit einem Glas Madeira, einem Gläschen Kognak und einem viertel Liter Kalbsjus. Diese Mi-

schung wird eingekocht und sorgfältig geklärt. Das in eine Terrine gelegte Rebhuhn wird damit bedeckt und zum Erkalten an einen geeigneten Ort gestellt. Am nächsten Tage ist es reif für die Tafel, auf der es an Wohlgeschmack selbst mit den erlesensten Delikatessen wird wetteifern können.

Die eben geschilderte Herstellungsweise kann auch



Die Bereitung des Gelees.

dazu dienen, die Speisekammer mit einer Rebhuhnkonserve zu versehen, die sich ein Jahr und darüber in unveränderter Frische und Zartheit erhält. Nur muß man in diesem Fall für eine größere Menge Gelee Sorge tragen, damit der Vogel in allen seinen Teilen vollständig davon eingeschlossen ist, und muß ihn mit seiner Umhüllung in einer Metallform im Wasserbade kochen.

Diese Abkochung erfordert eine besondere Sorgfalt, wenn nicht das Gelingen der Konserve gefährdet werden

soll. Man setzt die Form in kaltem Wasser aufs Feuer und rechnet von dem Augenblick, wo dasselbe zu sieden



Stürzen der erkalteten Rebhuhnkonserve.

begonnen hat, eine Kochzeit von eindreiviertel Stunden. Dann sorgt man für langsames Erkalten und Auf-



Guten Appetit!

bewahrung an einem kühlen Ort. Unser französischer Gewährsmann behauptet, ein Rebhuhn auf solche Art

zwei Jahre hindurch in unvermindertem Wohlgeschmack erhalten zu haben.

Sollte eine unserer Leserinnen den Ehrgeiz haben, mit einem Rebhuhngericht zu paradieren, dessen Rezept von keinem Geringeren als dem Herzog von Morny, einem der berühmtesten Feinschmecker, herstammt, so wollen wir ihr dazu durch Wiedergabe dieser Kochvorschrift gern behilflich sein. Dafür aber, ob die fertige Speise bei jedermann auf uneingeschränkten Beifall rechnen darf, vermögen wir eine Bürgschaft nicht zu übernehmen.

Also: Man erweicht drei nicht zu kleine und gut gewürzte Rebhühner in Öl, befeuchtet sie nach dem Herausnehmen mit einem Glase Essig und etwas Kraftbrühe, fügt dieser Flüssigkeit, in der man sie kochen läßt, ein Bukett aus Petersilie, Thymian und Lorbeerblättern hinzu, würzt während des Kochens weiter mit zwei Knoblauchzehen und läßt das Gericht dreiviertel Stunden auf dem Feuer. In einem irdenen Gefäß muß es sodann noch drei oder vier Tage aufbewahrt werden, ehe es würdig ist, angerichtet zu werden. Mr. Bedel, der Küchenchef des allen Besuchern von Paris wohlbekannten Pavillon d'Armenonville, erklärt, daß der Großfürst Michael von Rußland dieses würzige Gericht mit besonderem Entzücken aufgenommen habe; wir aber möchten bei allem Respekt vor dem fürstlichen Feinschmecker bezweifeln, daß es in unserer deutschen Küche heimisch werden wird.





Burgmusik!

Aus dem Wiener Leben. Von Anna Vogel v. Spielberg.



(Nachdruck verboten.)

Der „schöne Jean", wie er allgemein genannt wurde, hatte das Pech, schon über zwei Monate lang außer Stellung zu sein. Er war zuletzt Zahlkellner in einem vielbesuchten Vorstadtgasthaus gewesen, allwo er die biederen Stammgäste aus soliden Philisterkreisen zu viel „geschnürt"*) hatte, weshalb ihn sein Chef endlich kurzer Hand an die Luft gesetzt hatte.

Durch diese langandauernde Verdienstlosigkeit war es kein Wunder, daß die geringen Ersparnisse, die er infolge seiner früheren, zu noblen Lebensweise gehabt, längst schon verzehrt waren, und er nun bereits seit Wochen mit knurrendem Magen herumging, was ein Mensch seines Berufes doppelt schmerzlich empfinden mußte.

So konnte es demnach des weiteren kein Wunder sein, wenn der „schöne Jean", eines solchen Hundelebens überdrüssig, dazu gelangt war, sich mit höchst ernst gemeinten Selbstmordabsichten zu tragen, und das um so mehr, da sein Reserl, eine junge, fesche Herrschaftsköchin, ihm in den letzten Tagen den Laufpaß gegeben hatte, weil die in immer kürzeren Zwischenräumen erbetenen „Darlehen" die früher so heiße Liebe

*) Mit der Zeche überfordert.

seines Reserls rasch abkühlten und sie veranlaßten, den stürmischen Werbungen eines feschen Fiakers, der sich splendid zeigte, Gehör zu schenken.

So war es auch des weiteren kein Wunder, daß der „schöne Jean“, da er heute wieder um die Mittagszeit, wie so oft schon in der letzten Zeit, von der Kellnerinnung weg, wo er zum soundsovielten Male vergeblich um Stellung angefragt, trübselig und verzagt den Heimweg antrat, seinen finsteren Plan auch tatsächlich zur Ausführung bringen wollte. Eine Rebschnur trug er ja zu diesem Zwecke schon ein paar Tage bei sich, und der Volksgarten war in der Nähe. Da gab es Bäume genug, an denen die Rebschnur ihre Dienste tun konnte.

Schon war er dort in dem schattigen Parke vor der Hofburg, der um diese Zeit wenig belebt ist, schon hatte er den passenden Baum gefunden, schon hing die Rebschnur mit der Schlinge an einem Ast, und schon wollte der „schöne Jean“ seinem verpfuschten Dasein ein jähes Ende bereiten, als mit einem Male die Burgmusik daherkam, und die melodiösen Töne des „O du mein Österreich“ an sein Ohr drangen.

Und rein aus war's plötzlich mit allen Selbstmordabsichten. Der verzweifelte Todeskandidat ließ die Rebschnur Rebschnur, den Baum Baum sein, war mit Blitzesschnelle aus dem Park draußen, schloß sich — das Herz von frohen Zukunftshoffnungen geschwellt — dem zu kulturhistorischer Berühmtheit gelangten Zug der „Wiener Pülcher“ *) an, den ständigen getreuen Begleitern der täglichen Militärmusik, und in fröhlichster Stimmung ging es vorwärts.

— — — — — — — — — — — —

Die zauberhafte Wirkung der Burgmusik, die nur

*) Bummler.

der echte Vollblutwiener kennt, hatte aber auch zur Folge, daß ein wutentbrannter Schneider seine schwarzen Rachepläne einem mehr als säumigen Schuldner gegenüber fallen ließ.

Und das kam so.

Herr Wenzel Wiscoucil, bürgerlicher Schneidermeister, Armenrat, Veteranenhauptmann, Obmann diverser Los-, Geselligkeits- und Wohltätigkeitsvereine — kurz eine wohlhabende Bezirksgröße, die sich sehen lassen konnte, suchte, da alle Mahnbriefe der letzten Zeit ignoriert worden waren, höchstpersönlich einen seiner dickfelligsten Schuldner auf, den k. k. Rechnungsoffizial im Handelsministerium, Herrn Cyprian Wimmermeyer, der es sich herausnahm, im fünften Stock zu wohnen — wahrscheinlich deshalb, um seine Gläubiger abzuschrecken, ihm allzu häufig die Ehre ihres Besuches zu erweisen.

In Schweiß gebadet — die Zinskaserne hatte selbstverständlich keinen Aufzug aufzuweisen — langte der mit so vielen Würden beladene Herr endlich keuchend und pustend im fünften Stock an, um seinen impertinenten Schuldner mit aller Energie und endgültig an die Pflichten eines rechtschaffenen Staatsdieners zu mahnen, von wegen des noch immer völlig unbezahlten Frackanzuges, den er dem Herrn k. k. Rechnungsoffizial anläßlich dessen Vermählung mit einer feschen, reschen Greißlerstochter vom Grund, dem Fräulein Betty Schunkengruber, geliefert hatte.

Das Ehepaar hatte soeben zu Mittag gegessen und war von dem Besuch des Gläubigers um so weniger entzückt, als es Herrn Wiscoucil anzusehen war, daß er sich in äußerst kampflustiger, ja rabiater Stimmung befand.

Und er brachte dann auch ohne langes Federlesen seine Mahnung alsbald so energisch vor, daß darauf

unmöglich der Herr k. k. Rechnungsoffizial selbstpersönlich Antwort geben konnte, wollte er seiner Würde nicht vergessen, sondern die Erwiderung seiner Gattin, der zungenfertigen, temperamentvollen Greißlerstochter, überlassen mußte. So kam es denn zwischen den beiden zu einer Duoszene, die an Lungenkraft und Stimmenaufwand nichts zu wünschen übrig ließ, und welcher der Herr k. k. Offizial als stiller, aufmerksamer Zuhörer beiwohnte, voll aufrichtiger Bewunderung über das Mundwerk seiner Gemahlin, die an Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart wohl kaum zu überbieten war.

Das Ende vom Liede war, daß Herr Wiscoucil, nachdem er auf seine vehementen Mahnungen, gespickt mit Verbalinjurien, statt des Geldes nichts als Grobheiten erhielt, mit den schärfsten gerichtlichen Schritten drohend, wutentbrannt, wie er gekommen, davonstürzte, um seine Drohung sofort wahr zu machen.

Auf der Straße angelangt, speiste er zunächst mit Vehemenz seinen mächtig entwickelten, von vielem Weingenusse stark geröteten Gesichtsvorsprung mit einer dreifachen Prise „Samprell" und stürmte dann der nächsten Haltestelle der Elektrischen auf der Ringstraße zu, um seinem Advokaten allsogleich die „Sache Wimmermeyer" mit dem Auftrag zu übergeben, in allerschärfster Weise gegen diesen Schuldner vorzugehen.

Die Haltestelle war erreicht, die Strecke aber augenblicklich leer. Er mußte warten — und er wartete, von Rachgier randvoll, in höchster Ungeduld und schaute sich die wildrollenden kleinen Augen aus dem Kopf, um einen Straßenbahnwagen zu erspähen. Endlich — es mußte irgendwo eine Störung gegeben haben — kamen sie in langem Zug daher, einer unmittelbar auf den anderen, und schon verlangsamte der erste sein schnelles Tempo, schon schickte sich der tief ergrimmte Schneider-

meister Wiscoucil an, mit einem kühnen Anlauf auf das rollende und rasselnde Gefährt hinaufzuspringen, als er plötzlich wie angewurzelt stehen blieb.

„Tschindadra ... bumdadra ... bum ... bum ... tschin ...“ Die elektrisierenden Klänge der Burgmusik, die da eben in unmittelbarster Nähe zu einem neuen flotten Marsch einsetzte und im nächsten Augenblick mit ihrem Schwarm von „Pülchern“ um eine Straßenecke auf den Ring einbog.

Eine jähe Wandlung ging mit Herrn Wiscoucil vor. Seine grimmige Miene glättete sich augenblicklich, als die ersten Takte des „Hoch Habsburg-Marsches“ an sein Ohr schlugen, ein seliges Lächeln verklärte sein weinrotes Gesicht, ein kräftiger, vielsagender Zungenschnalzer folgte, und dann ging es im Eilschritt hin zu der herannahenden Burgmusik, und alles andere: sein Zorn, seine Rachgier, seine Exekutionsgelüste und das Schuldnerehepaar Wimmermeyer waren vergessen, existierten nicht mehr für ihn.

Und so ereignete es sich, daß der Schneidermeister Wiscoucil, strammen Schrittes dahinmarschierend und einem echten „Pülcher“ gleich die Melodie mitpfeifend, zufällig an die Seite des „schönen Jeans“ kam, den die belebenden Klänge der Burgmusik soeben um seine Selbstmordabsichten gebracht hatten.

— — — — — — — — — — — —

Aber auch ein entzweit gewesenes Liebespärchen fand sich, durch das Spiel des Zufalls und der Burgmusik herbeigelockt, Arm in Arm in der Reihe der Mitmarschierenden und dicht neben dem „schönen Jean“ und dem weinfrohen Meister.

Der „fesche Poldl“ war es und die „resche Lisi“. Er war ein „Einspänner“,*) zwar derzeit ohne

*) Lenker einer einspännigen Droschke.

Roß und Wagen, und sie ein fermes Wäschermädel von Liechtental. Sie hatten miteinander großen Streit gehabt, weil die Lisi ihren Poldl vergangenen Sonntag Arm in Arm mit ihrer intimsten Feindin und Berufsgenossin, der „schwarzen Leni", auf der Gasse erblickt hatte.

Das sehen, ihre Butte mit der abzuliefernden Wäsche bei einer bekannten Greißlerin einstellen und dem Pärchen auf dem Fuße folgen, war bei Lisi eins gewesen.

Sie folgte ihnen bis in den Prater, allwo die beiden wohl nur zum Zweck eines tiefsinnigen Gedankenaustausches sich in die Auen schlugen und dort alsbald in dem Gewirr der hohen Bäume und des dichten Buschwerks den unheimlich glühenden Späheraugen Lisis entschwanden. Sie schwur sich aber im stillen zu, schreckliche Rache an dem Ungetreuen zu nehmen, und als sie daher heute ihres Poldls, dem sie schon seit Tagen aufgelauert, endlich ansichtig wurde, überschüttete sie ihn zwar nicht mit Vitriol, wohl aber mit einer Flut von Kosenamen echt wienerischen Kalibers, die selbst ihn, der etwas darin leisten konnte, vor Überraschung starr machten.

Er versuchte es, seiner Lisi begreiflich zu machen, daß sie im Irrtum sei, wenn sie bei ihm auch nur entfernt an Untreue denken könnte, und daß diejenige, mit der sie ihn im Prater gesehen, seine leibliche Base und vom Lande sei, und daß er ihr als rechtschaffener Vetter doch die Sehenswürdigkeiten der Wienerstadt und vor allem anderen doch den Prater hätte zeigen müssen.

Aber da kam er bei der Lisi schön an. Sie bewies ihm haargenau, daß das „saubere Weibsbild" weder seine Base noch vom Lande sei, sondern vielmehr ihre einstige Busenfreundin und ihre Kollegin vom Waschtrog — eine Eröffnung, auf die Poldl nicht vorbereitet war und die ihn ganz zerknirscht machte.

Wie die Lisi diese Wirkung sah, wollte sie ihn ganz vernichtet sehen und zog ihr Schimpfregister von vorne auf, als plötzlich aus einiger Entfernung die ersten Takte des Liedes: „Das ist die Liebe ja ganz allein“ an ihr Ohr drangen.

Die Burgmusik!

Und die beiden waren im Nu wie umgewandelt. Von den Tönen wie von einem elektrischen Schlag durchzuckt, schauten sie sich unwillkürlich fragend an, dann schlang der „fesche Poldl“ mächtig gedrängt seinen Arm um Lisis Schultern, drückte sie zärtlich an sich und zog sie, die gar nicht widerstrebte, mit sich im Laufschritt der Burgmusik entgegen. Und so, als wäre nichts geschehen, schloß sich das nun wieder in schönster Harmonie vereinte Pärchen dem Pülcherschwarm an in übermütigster „Duliählaune“ und kam dabei zufällig an die Seite des Herrn Schneidermeisters Wiscoucil, der mit dem „schönen Jean“ bereits Bekanntschaft gemacht und nichts dagegen hatte, daß der gemütlich ihm seinen Arm unterschob.

Und mit diesen beiden gings nun nach den flotten Weisen der Burgmusik lustig vorwärts bis zur Kaserne.

— — — — — — — — — — — —

O unversiegbarer Zauber der Wiener Burgmusik, du hast schon manches geheime Leid gestillt, hast manches Liebesweh und vielen sonstigen anderen Gram gelindert, Verzweifelnde getröstet, Verzagende mit neuer Hoffnung erfüllt, Werke der Barmherzigkeit verrichtet, für die kein Arzt, kein Priester ausreichend gewesen wäre!

Und dieser Zauber bewährte seine alte Macht auch bei unseren Freunden, die der Zufall so bunt zusammengewürfelt hatte.

Denn der magenleere „schöne Jean“, der den bezeichnenden, auf seine nunmehrige Lage so merkwürdig

zutreffenden Familiennamen Wurzensucher*) führte, sowie der augenblicklich roß- und wagenlose, dabei aber nicht völlig „stiere“**) Einspänner Leopold Hatschek und seine Geliebte, die „resche Lisi“, benamset Elisabeth Ratschengruber, endlich der bürgerliche Schneidermeister, ehrsame Wittiber, Armenrat ꝛc. ꝛc. Herr Wenzel Wiscoucil — sie alle vier waren unter der Einwirkung der Burgmusik die besten Freunde geworden, die sich, nachdem die Zauberklänge verstummt waren, nicht sogleich voneinander trennen konnten. Was lag daher näher, als daß schließlich der Senior der Gesellschaft, nämlich Herr „von“ Wiscoucil, wie er gebührend betitelt wurde, den Vorschlag machte, „a bisserl drahn zu gehn“,***) und den drei anderen hoffnungsvoll verhieß, er betrachte sie dabei als seine Gäste — ein Vorschlag, der mit größtem Beifall aufgenommen wurde; namentlich der „schöne Jean“ begrüßte in seliger Erwartung des Kommenden diesen liebenswürdigen und generösen Einfall mit einem wahren Luftsprung. Wenn einer, so wollte er sich heute gütlich tun und sich gründlich entschädigen für die Hungerleiderei der letzten Tage! ...

Und es wurde auch ein „Drahrer“ draus, der sich gewaschen hatte — ein „Drahrer“, der bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Denn nachdem sich die Herrschaften auf Herrn „von“ Wiscoucils Kosten im nächstgelegenen Gasthaus sattsam mit Speise und Trank gestärkt, wobei der „schöne Jean“ in der Zusammenstellung des Menüs seine ganze Fach- und Sachkenntnis aufs glänzendste bewährte, lud der splendide Gastgeber, der unter der Einwirkung des süffigen „Haugs-

*) „Wurzen“ bedeutet im Wienerischen jemand, der andere nobel freihält.

**) Geldlos.

***) Die Zeit lustig totschlagen.

dorfers" *) mehr und mehr auftaute und die resche Lisi immer verliebter aus seinen kleinen Äuglein betrachtete, die „geehrten Herrschaften" zu einer Fahrt zum „Heurigen" **) ein, was mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurde. Und dann ging es per Komfortabel nach Grinzing hinaus, wo man in einer der vielen Schenken einkehrte, in denen man bei flotter Musik den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tag macht.

Das Ende vom Lied war, daß um den grauenden Morgen herum der „schöne Jean" und der „fesche Poldl" unterm Tisch lagen und ihrem Schicksal überlassen werden mußten, da sie nicht auf die Beine zu bringen waren. Doch hatte der „schöne Jean" schon beizeiten dafür gesorgt, daß er die nächsten Tage etwas zum Beißen haben würde, indem er Herrn „von" Wiscoucil, mit dem er gleich den übrigen bei Backhändeln und „G'rebelten" Brüderschaft getrunken hatte, um einen „Zehner" ***) angepumpt hatte.

Der Herr Schneidermeister aber, der sich selbst nur mit Mühe im Gleichgewicht zu halten vermochte, hatte nun die süße Pflicht, die „resche Lisi", an die er inzwischen sein trauerndes Witwerherz gänzlich verloren hatte, unter seinem ritterlichen Schutze heimzuführen. Und da der Kutscher, der die lustige Gesellschaft in seinem „Zeugl" herausgebracht und schließlich auf Einladung des Gastgebers an dem fidelen Gelage teilgenommen hatte, wenigstens noch so weit „beisammen" war, daß man ihm Leib und Leben anvertrauen konnte, wurde die Heimfahrt angetreten.

Die „resche Lisi", die als echtes Wiener Wäschermädel ihr Teil vertragen konnte, hatte zwar auch ihren tüchtigen „Schwips", wußte aber immerhin noch, was

*) Berühmte niederösterreichische Weinsorte billigerer Art.

**) Ausschank von Wein letzter Fechsung.

***) Zwanzigkronennote, früher 10 Gulden Ö. W.

sie tat. Und als daher der immer mehr verliebt werdende Herr „von“ Wiscoucil ihr seine ganzen, wohlgeordneten Verhältnisse entsprechend dargelegt und ihr den Mund wässerig gemacht, ihr schließlich Herz und Hand zu Füßen legte und sie in weinselig gerührter Stimmung fragte, ob sie wohl seine „Zweite“ und damit „Frau Meisterin“ über zwölf Gesellen und zwei Lehrbuben werden wolle, sagte sie nicht ja, nicht nein, nur das: sie wolle es sich überlegen. —

Und daß sie es sich gründlich überlegt, erfuhr Tags darauf der „fesche Poldl“. Denn als er Abends, soeben erst halbwegs ausgenüchtert, zu ihr und ihrer Frau Tant', bei der sie wohnte, kam, um ihr Vorwürfe zu machen, daß sie ihn gestern „in so aner Verfassung“ lieblos im Stich gelassen hatte, fand er seinen Duzfreund von gestern, den Herrn „von“ Wiscoucil ebenfalls dort vor, den ihm die Lisi mit stolzem Selbstgefühl als ihren nunmehrigen „Zukünftigen“ vorstellte.

Es kam zu einer Szene, allein — was half's? Die „resche Lisi“, die das Schuften in der Waschküche längst schon satt hatte, besaß sozialen Ehrgeiz, und der „fesche Poldl“, der zuerst die Treue gebrochen, mußte sich trollen.

Er tat's mit Groll im Herzen auf die Burgmusik. Der triumphierende Rivale aber umarmte seine Braut und trällerte vergnügt in seinem böhmischen Dialekt:

„Das ise Burgmusik,
Meine allerhöchste Glück,
Hör' ich sie vun die Fern',
Wie renn' ich mit ihr gern.
Ich renn' mit drei Stund'
Als wie die Trommelhund,
Drum ise Burgmusik
Meine allerhöchste Glück!“





Die neueste Eroberung Englands.

Bilder aus Tibet und der Mongolei.

Von Prof. E. Koller.



Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der gegenwärtige, unter außerordentlichen Schwierigkeiten unternommene, ursprünglich als „Gesandtschaft" bezeichnete Kriegszug der Engländer von Indien aus nach Lhassa, der Hauptstadt Tibets, hat die besondere Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt in erhöhtem Maße auf jenes noch so wenig bekannte, im Herzen Asiens gelegene Land gelenkt.

Dieses von den Eingeborenen Bod-jul genannte größte Hochland der Erde, welches mehr als dreimal so groß ist wie Österreich-Ungarn, dehnt sich zwischen den zwei höchsten Bergketten der Welt, dem Himalaya und dem Kwenlun, in einer der Lage Nordafrikas entsprechenden geographischen Breite (28 bis 36 Grad) aus, und ist auf allen Seiten von gewaltigen, 5000 bis 8000 Meter hohen Gebirgszügen eingeschlossen. Das Hochland selbst hat eine mittlere Höhe von 4000 Meter, und von den dahin führenden Pässen liegen viele höher als die Spitze des Montblanc; es ist überdies von zahl-

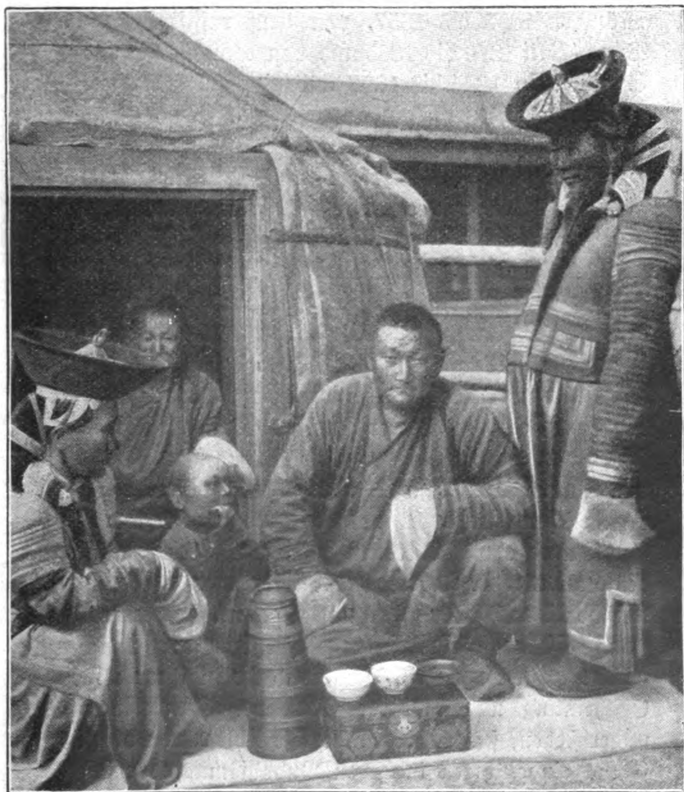
reichen hohen Gebirgsketten durchzogen, zwischen welchen langgestreckte, angeschwemmte Ebenen bildende Täler liegen. Der nördliche und mittlere, wegen seiner Höhe unbewohnbare Teil Tibets ist ein abflußloses, an Steppen, Sümpfen und Salzseen reiches Hochland; die übrigen, ebenfalls sehr gebirgigen Teile des Landes haben breite Talebenen mit tief eingeschnittenen Schluchten, in denen die Oberläufe einiger der mächtigsten Ströme Vorder- und Hinterindiens und Chinas (Indus, Brahmaputra, Mekong, Jangtsekiang und Hoangho) fließen.

In geographischer Hinsicht gehört Tibet, das wegen seiner gewaltigen Erhebung mit Recht das „Dach der Welt" und das „Reich des Schnees" genannt wird, noch heute zu den unbekanntesten Gegenden der Erde. „Doch auch dieses letzte, vom Fanatismus versperrte Land," sagt der kühne schwedische Forscher Sven Hedin, „ist in unseren Tagen gezwungen worden, seine Tore dem Scharfblicke der europäischen Forschung ein wenig zu öffnen. Hauptsächlich sind es die westlichen und östlichen Teile Tibets, die von den Routen englischer, russischer und französischer Reisenden durchzogen worden sind; in Lhassa haben in neuerer Zeit nur einige wenige Panditen*) Zutritt gefunden, die von englischen Offizieren erzogen und unterrichtet worden waren. Die Befürchtungen der chinesischen Regierung, der religiöse Fanatismus der Tibetaner und die unzugängliche, wilde Natur sind die Ursache, daß Tibet sich länger hat isolieren können als andere asiatische Länder."

Die letzten Europäer, denen es gelang, bis Lhassa vorzudringen, waren die beiden französischen Missionare Huc und Gabet, die in den Jahren 1844 bis 1846 von Peking aus eine Reise dorthin ausführten, von welcher

*) Eingeborene indische Gelehrte.

sie 1850 eine sehr interessante Schilderung veröffentlichten. Von dieser erschien 1855 unter dem Titel



Mongolische Familie vor ihrer Wohnung.

„Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet zur Hauptstadt des Tale Lama" eine deutsche Bearbeitung, die mehrere Auflagen erlebte und welcher wir im nachstehenden einige auf Land und Leute bezügliche Angaben

entnehmen. Andere Teile Tibets wurden seither noch öfter von europäischen und indischen Reisenden erforscht, so namentlich von den Gebrüdern Schlagintweit aus München 1856 bis 1857, von dem russischen General Przewalskij 1870 bis 1885 und von dem schon erwähnten Sven Hedin 1895 bis 1897 und 1899 bis 1902. Unter den von Nichteuropäern ausgeführten Forschungsreisen ist diejenige des Panditen Krischna in den Jahren 1878 bis 1882 von besonderer Bedeutung durch die kartographischen Aufnahmen, die er vornehmen konnte. Während seines einjährigen Aufenthaltes in Lhassa gelang es ihm sogar, heimlich einen Plan der Stadt mit ihren zahlreichen Tempeln und Klöstern und der auf einem benachbarten Hügel erbauten Residenz des Dalai Lama zu entwerfen.

Tibet besitzt infolge seiner hohen Lage und seines rauhen Klimas nur eine geringe Kulturfähigkeit; in seinen von einer ansässigen Bevölkerung bewohnten oder von Nomaden durchwanderten Landesteilen wird im wesentlichen Viehzucht und da, wo der Boden es erlaubt, auch etwas Ackerbau getrieben. Die Bewohner des Landes, die Tibeter oder Tibetaner, scheinen ein Mischvolk aus Mongolen und Indiern zu sein, demgemäß ist auch ihre Kultur derjenigen der genannten Völkerschaften entlehnt. Während sie in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer Lebensweise den Mongolen näher stehen, stammt ihre religiöse Kultur von dem über China eingeführten indischen Buddhismus, der sich bei ihnen so mächtig entwickelt hat, daß Tibet der buddhistische Kirchenstaat und dessen Hauptstadt Lhassa der Sitz des Religionsoberhauptes, des Dalai Lama, geworden ist.

Die hohe Bedeutung dieser Tatsache geht schon aus dem Umstande hervor, daß die im 6. Jahrhundert v. Chr.

gestiftete indische Religion Buddhas, das heißt des Erweckten, über einen großen Teil Asiens, nämlich Ceylon, Siam, Birma, Tongking, China, Japan, Mongolei und



Ein tibetanischer Lamaarzt.

Tibet, verbreitet ist und über 400 Millionen Anhänger zählt. Die Lehre Buddhas, die gewöhnlich in den „vier heiligen Wahrheiten“ ausgesprochen wird, läßt sich kurz in die Worte zusammenfassen: Das ganze Leben der

Menschen besteht aus Leiden, und der Weg zur Aufhebung des Leidens, zur Erlösung, ist der heilige, achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. Wenn der Mensch diese Pflichten auf eine vollständige Weise erfüllt, so erlangt er schon auf Erden die Würde eines Arhat oder Weisen und geht nach dem Tode in das Nirwana, das Aufhören allen Leidens, ein.

Von China aus, wo der Buddhismus im Jahre 61 n. Chr. Eingang gefunden hatte, verbreitete er sich im 7. Jahrhundert nach Tibet und wurde dort bald zur herrschenden Religion. Im 14. Jahrhundert trat in Osttibet ein Einsiedler Tsong Kaba, der von einem Priester aus fernen westlichen Landen in der Religion unterrichtet worden sein soll, als Reformator auf. Einem inneren Drange folgend, zog er gen Westen, und als er nach langer beschwerlicher Wanderung nach Lhassa kam, befahl ihm ein in Licht erglänzender Geist (Lha), sich dort niederzulassen, um die heiligen Bräuche und Gebete zu verkündigen. Er gehorchte dem Gebot, fand bald zahlreiche Schüler und Jünger, durch welche seine Lehre in ganz Tibet und der Mongolei verbreitet wurde, und gründete drei Stunden von Lhassa das berühmte Kloster Kaldan, wo er im Jahre 1419 starb. Nach den Aussagen der Mönche soll sein daselbst ruhender Leib seine Frische bewahrt haben und durch ein Wunder frei über dem Boden schweben, den er niemals berühre.

Die Neuerungen, welche Tsong Kaba einführte, zeigen viel Übereinstimmendes mit dem Katholizismus. Die Buddhisten haben, wie Huc berichtet, den Krummstab, die Bischofsmütze, das Meßgewand, den Chormantel, zwei Chöre im Wechselgesang, Psalmodien, das Rauchfaß mit fünf Ketten, das man nach Belieben schließen

oder öffnen kann, Segnungen, bei welchen der Lama (Priester) seine rechte Hand auf das Haupt der Gläubigen legt; ferner haben sie den Rosenkranz, die Ehe-



Eine tibetanische Zauberin.

losigkeit der Geistlichen, geistliche Übungen in Zurückgezogenheit, Heiligenverehrung, Fasten, Prozessionen, Litaneien und Weihwasser. Der großen Bedeutung dieser Reformation ist es zuzuschreiben, daß im 14. Jahr-

hundert der Sitz des buddhistischen Religionsoberhauptes von China nach Tibet, beziehungsweise Lhassa, verlegt wurde.

Auf der Geburtsstätte des Reformators erhob sich nach und nach die blühende Klosterstadt Kumbum, deren Tempel jetzt noch zu den berühmtesten der buddhistischen Welt gehören. Sven Hedin gibt von denselben in seinem Werke „Durch Asiens Wüsten" folgende anschauliche Schilderung: „In tiefen Betten zwischen weichen, steilen, abgerundeten Hügeln fließen zwei Bäche hin, und zwischen ihnen erhebt sich auf ebensolchen Hügeln wie ein Amphitheater eine ganze Welt von Tempelgebäuden, die von ihrem Inhalte den Namen Kumbum, die zehntausend Bilder, bekommen haben.

Auf dem linken Ufer des Kumbumbaches führt der Weg nach einem Tore. Hier haben chinesische Händler kleine Buden aufgeschlagen, in denen sie Rosenkränze, seidene Binden, Messinggefäße und andere beim Tempeldienste vorkommende Artikel, sowie Pfeifen, Tabak, Messer, Backobst u. s. w. an die Pilger verkaufen.

Auf steilen Abhängen und Steintreppen wanderten wir nach dem Hause des Priors hinauf. Er war ein Mann von dreißig Jahren, kurz geschoren, bartlos und in ein Gewand von rotbraunem Stoff gekleidet, das die Arme bloß ließ. Die Wände des Zimmers waren mit unzähligen Götterbildern in geschnitzten, buntbemalten Schreinen, sowie mit Tempelfahnen und Standarten mit den Bildern der verschiedenen tibetanischen Gottheiten geschmückt.

Den Kern des Klosterdorfes bildet ein Labyrinth von Tempelgebäuden mit viereckigen oder unregelmäßigen Höfen. Der vornehmste von allen ist der Tempel

Sirkang mit seinem steilen, aufwärts geschweiften Dache und seinem Panzer von schimmernden Goldschuppen. In der Mitte des hohen, prachtvollen Tempelsaales thront die gegen 10 Meter hohe Kolossalstatue des Tsong Kaba, in Mäntel gehüllt, die nur den Kopf und die Hände hervorschauen lassen."

Kumbum besitzt auch eine stark besuchte, durch strenge



Sommerlager einer tibetanischen Karawane.

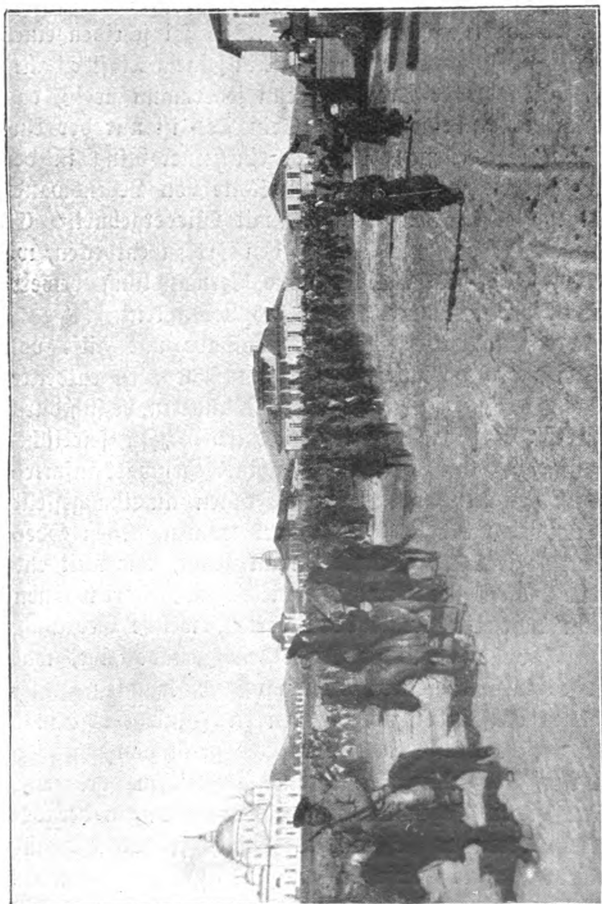
Zucht ausgezeichnete Klosterschule, welche aus vier Abteilungen oder Fakultäten besteht: Die Fakultät der Mystik lehrt die Regeln des beschaulichen Lebens, die liturgische alles, was auf den lamaischen Kirchendienst Bezug hat; die medizinische Fakultät lehrt die 440 Krankheiten des menschlichen Körpers kennen und unterrichtet in der Pflanzenkunde und der Heilmittellehre. Die Ärzte haben eine Menge sehr wertvoller, durch langjährige Erfahrung bewährter Rezepte; jedoch suchen sie oft auch durch Gebete zu heilen, namentlich wenn es

sich nach ihrer Ansicht um die Austreibung böser Geister handelt. Überhaupt spielt der Aberglaube, selbst bei den Lamas und Ärzten, noch eine wichtige Rolle, weshalb auch die geisterbannenden Zauberer und Zauberinnen großen Zuspruch finden.

Die bedeutendste Fakultät ist diejenige der Gebete. Diese spielen bei den Tibetanern eine große Rolle, und zwar nicht nur die gesprochenen, sondern auch die mechanisch vervielfältigten. Das wichtigste ihrer Gebete lautet: Om mani padme hum! (O Kleinod im Lotos, Amen!) und findet sich überall an passenden Stellen, nicht nur in Tempeln und Wohnhäusern, sondern auch in der freien Natur, auf Steinplatten, Felsabhängen und im Winde flatternden Zeugstreifen angebracht. Ein anderes, von Pilgern angewandtes Mittel zum Beten besteht darin, daß sie sich mit so vielen Gebetbüchern beladen, als sie tragen können, weil nach ihrem Glauben getragene Gebete ebenso wirksam sind wie hergesagte. Am bequemsten und ausgiebigsten sind die bekannten Gebetmühlen, die entweder durch Menschen, Tiere oder Wasser in Bewegung gesetzt werden. Als einzigartige Merkwürdigkeit in Bezug auf Gebetleistungen gilt ein bei dem vorerwähnten Tempel Kumbum stehender Wunderbaum, dessen sämtliche Blätter Gebetsinschriften tragen. Diese finden bei den gläubigen Pilgern reißenden Absatz, da bei letzteren die feste Überzeugung, ein Naturwunder vor sich zu haben, den Argwohn nicht aufkommen läßt, daß die Blätter von den Lamas beschrieben worden sein könnten.

In Tibet übt die Priesterschaft eine unumschränkte Macht über das Volk aus. Die meisten Priester oder Lamas leben als Mönche in einer geistlichen Gemeinschaft in Klöstern, andere bleiben bei ihren Familien, wieder andere ziehen im Lande umher, wo sie überall

gastfreundliche Aufnahme finden. An der Spitze eines Klosters steht ein Großlama, der zur höheren Geist-

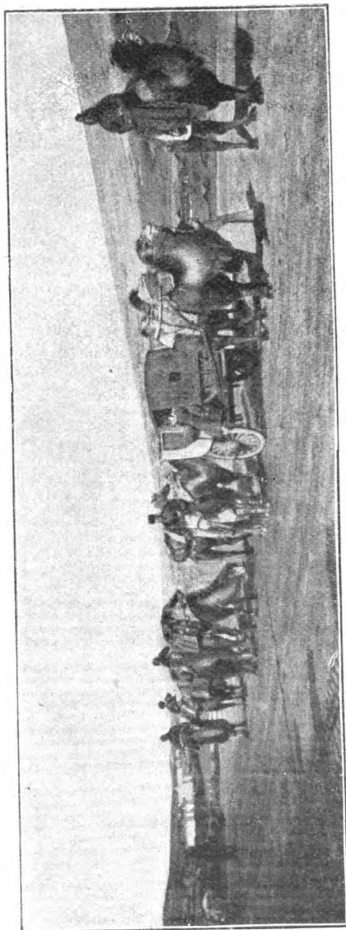


Geleit eines hohen tibetanischen Geistlichen auf dem Zuge nach Kiachta.

lichkeit, aber nicht immer zu der höchsten Stufe, den „wiedergeborenen Heiligen", gehört. Nach buddhistischem

Glauben werden gute und fromme Menschen nach ihrem Tode aufs neue in menschlicher Form geboren, bis sie durch reinen Wandel und vollendete Erkenntnis das Nirwana erlangt haben. „Das Hinscheiden eines Oberlamas,“ sagt Huc, „erweckt in seinem Kloster daher nicht etwa große Trauer, denn jedermann weiß, daß er wieder erscheinen wird. Sein Tod ist nur der Anbeginn eines neuen Daseins, ein neuer Ring in der unendlichen, ununterbrochenen Kette von Lebenswandlungen, er ist gleichbedeutend mit Wiedergeburt.“ Es handelt sich also nur darum, den Ort zu entdecken, wo der abgeschiedene Meister seine Verwandlung bewerkstelligt und als Kind wieder ins Leben tritt.

Nachdem diese schwierige Aufgabe mit Hilfe von Wahrsagern gelöst worden ist, muß der neu entdeckte, höchstens fünf- oder sechsjährige Wunderknabe sich durch eine Prüfung als solchen ausweisen. „In feierlicher Sitzung und bei offenen Türen, in Gegenwart aufmerksamer Zuhörer, werden viele Fragen an ihn gestellt. Er muß den Namen des Klosters nennen, dessen Oberlama zu sein er behauptet; man fragt, wie weit entfernt dasselbe liege und wie viele Lamas dort wohnen. Man läßt ihn ferner beantworten, welche Gebräuche und Gewohnheiten der Verstorbene gehabt habe, was für Eigentümlichkeiten, auch muß er erzählen, unter welchen Umständen er gestorben sei. Zuletzt legt man ihm verschiedene Gebetbücher, Hausgerät von mancherlei Art, Teebüchsen, Tassen und dergleichen vor. Aus allen diesen Gegenständen muß er diejenigen heraussuchen, deren er sich während seines früheren Lebens bediente.“ Falls diese Prüfung das Anrecht des Knaben auf die Eigenschaft eines wiedergeborenen Lamas festgestellt hat, so wird er im Triumph nach dem Kloster geführt, dessen Oberlama er fortan sein soll.


Ankunft einer tibetanischen Karavane in Kiachta.

Der höchste aller Lamas ist der in Lhassa residierende „Dalai Lama“, das heißt Meerweiser, weil er für ein Meer von Weisheit und Macht gilt. Er ist das kirchliche und bis zu einem gewissen Grade auch das politische Oberhaupt Tibets. Für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ist jedoch das chinesische Reich maßgebend, welchem Tibet seit 1720 tributpflichtig ist und welches in Lhassa zwei ständige Vertreter, Amban genannt, unterhält.

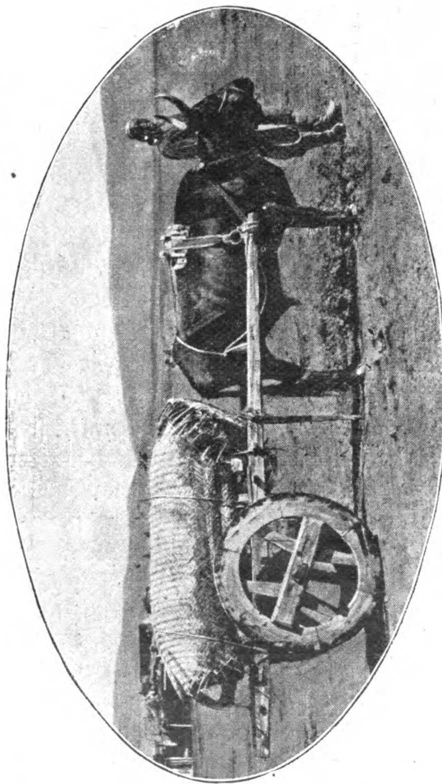
Für die buddhistische Welt bildet nicht nur der einem Buddha gleich verehrte Dalai Lama, sondern auch die heilige Stadt Lhassa mit ihren berühmten Klöstern und Tempeln einen mächtigen Anziehungspunkt. Unter unendlichen Mühsalen und Entbehrungen und trotz mannigfacher, von der wilden Gebirgsnatur und zahlreichen Räuberbanden drohenden Gefahren kommen alljährlich von allen

Seiten her große Pilgerzüge nach der geheiligten Stadt, um dort die vollkommene Vergebung ihrer Sünden zu erlangen.

Lhassa liegt in einer weiten, von vereinzelten Bergen besetzten Ebene, an einem Nebenflusse des Brahmaputra, 3630 Meter hoch und zählt etwa 30,000 Einwohner. Seine Hauptstraßen sind gerade, breit und ziemlich reinlich, die Vorstädte dagegen sehr schmutzig; die Umgebung ist reich an schönen Gärten und Bäumen. Am bemerkenswertesten sind die Tempel und der Palast des Dalai Lama, welchen Huc folgendermaßen schildert: „Der Palast verdient seinen über alle Welt verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Teile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Tale, wie eine Insel aus einem See. Er führt den Namen Buddha La (Potala), das heißt Buddhaberg. Auf diesem gewaltigen, von der Natur gebauten Sockel haben die Verehrer des Dalai Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in demselben residiert die fleischgewordene, lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel von verschiedener Größe und Schönheit; jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Seine Kuppel und die Säulen des Peristyls sind vergoldet. Hier thront der Dalai Lama; von diesem hohen Heiligtum überragt er weit und breit die Gegend und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Scharen der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen."

Die zahlreichen Pilgerkarawanen, die sowohl nach Lhassa als nach anderen berühmten Klosterstädten Tibets und der Mongolei wallfahren, überbringen stets wert-

volle Geschenke, durch welche die seit langer Zeit angehäuften Kloster- und Tempelschätze noch beständig vermehrt werden. Diese Karawanen bestehen oft aus Tausenden von Menschen und Tieren; so zum Beispiel schätzte Huc die große Gesandtschaftskarawane, welche auf der Rückreise von Peking begriffen war und welcher sich unterwegs aus Furcht vor Räubern außer seiner eigenen Reisegesellschaft noch viele Mongolen angeschlossen hatten, auf ungefähr 15,000 Yaks (Grunzochsen), 1200 Pferde, 1200 Kamele und 2000 Menschen, teils Tibetaner, teils Mongolen. Manche gingen zu Fuß, andere ritten auf Yaks, die meisten aber auf Pferden und Kamelen; sie waren alle

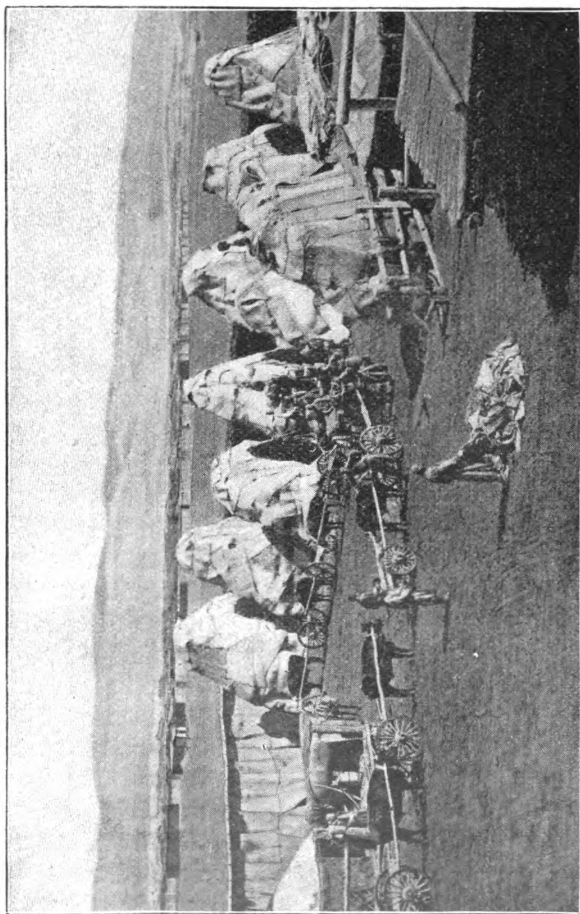


Tibetanisches Teefuhrwerk.

mit Lanzen, Säbeln, Bogen und Luntenflinten bewaffnet. Die Fußgänger führten und leiteten das oft eigensinnige und widerspenstige Vieh. Der Gesandte, ein Oberlama, saß in einer großen von zwei Maultieren getragenen Sänfte. Als Bedeckung hatte die Provinz Kan Su 300 chinesische Soldaten gestellt, und 200 mongolische Reiter, welche die Fürsten von Ku-Ku-Noor als Schutzwache mitgaben, sollten die Gesandtschaft bis an die Grenze von Tibet geleiten. Natürlich verfolgen viele Karawanen neben den religiösen auch Handelszwecke. Tibet führt Woll-, Filz- und Metallwaren, Pelze, Gold und Edelsteine und wohlriechende Räucherstäbchen aus, während es von auswärts, vorzugsweise von China, Tee, Tabak und seidene Tücher bezieht. Letztere spielen unter dem Namen Khata, das heißt Glückstuch, im gesellschaftlichen Verkehr der Tibetaner eine ganz besondere Rolle. „Wenn man einen Höflichkeitsbesuch macht oder jemand um etwas bittet oder für etwas dankt, so faltet man eine Khata auseinander und bietet sie der Person an, welcher man eine Artigkeit erzeigen will. Sie ist der höchste Ausdruck aller edlen Gesinnungen, gegen welchen alle schönen Worte und die prachtvollsten Geschenke verschwinden, während selbst an sich geringfügige Sachen hohen Wert erhalten, wenn eine Khata dabei ist."

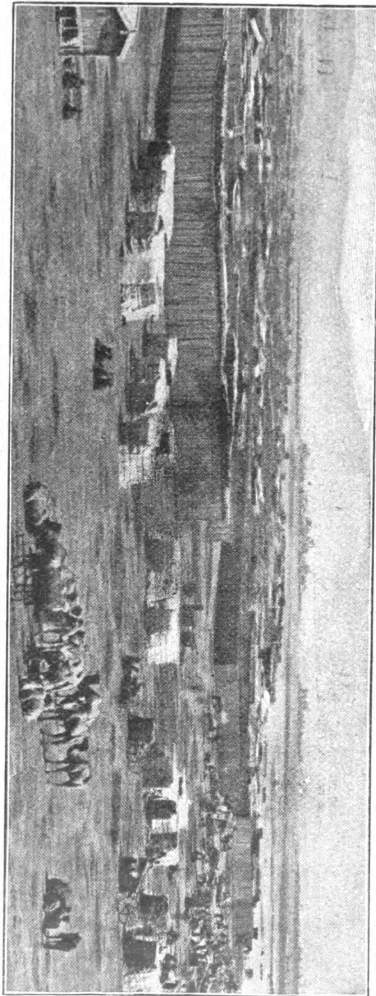
Der Tee wird aus China in der Form von Ziegeltee eingeführt, der auch in der Mongolei ausschließlich gebraucht wird. Er besteht aus dem Ausschuß von Blättern und Zweigen, die mit kochendem Wasser weich gemacht und durch hydraulische Kraft in feste, backsteinförmige Blöcke gepreßt werden. Die Tibetaner und Mongolen bereiten ihren Tee auf folgende Weise: Sie schlagen mit einem Beil ein Stück von dem Block ab, zerreiben oder zerstampfen es zu Pulver und sieden es in einem Kessel. Als Zutaten dienen Salz, Milch oder

saurer Rahm und eine Handvoll Mehl oder Hirse, was zusammen eine richtige Teesuppe gibt. Ziegeltee gilt



Teeniederlage bei der Stadt Urga.

in Tibet und der Mongolei auch als Zahlmittel; jede beliebige Ware, auch Vieh, wird nach so und so vielen



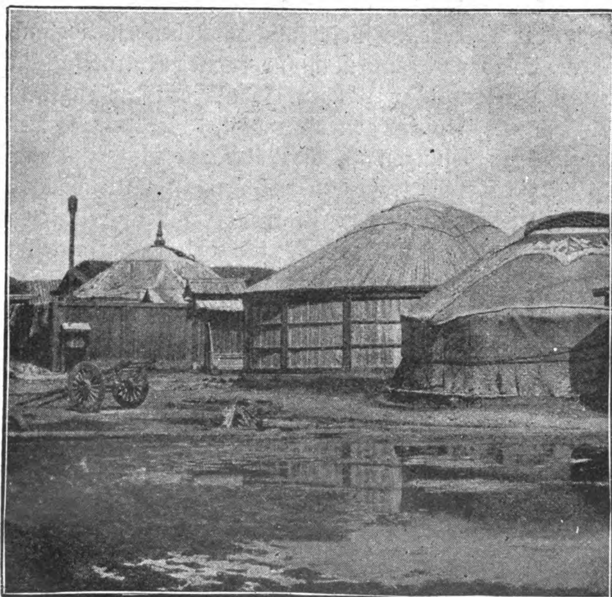
Ansicht der Stadt Urga in der Mongolei.

Stücken Tee bemessen; daneben sind auch Silbermünzen im Gebrauch, die je nach Bedürfnis in zwei oder mehr Stücke geteilt werden; größere Zahlungen leistet man in Silberbarren.

Außer mit Peking steht Tibet auch im Handelsverkehr mit Urga und der sibirischen Grenzstadt Kiachta in der Gegend des Baikalsees. Urga oder Bogdo-Kuren, das heißt das heilige Lager, ist die größte Stadt der Mongolei und der bedeutendste Handelsplatz zwischen China und Sibirien. Sie ist zugleich die Residenz des mongolischen Großlamas und besitzt ein berühmtes Heiligtum, einen Tempel mit vergoldeten Kuppeln, der das Ziel vieler Wallfahrten bildet. Unter den 30,000 Einwohnern der Stadt sollen etwa 10,000 Lamas

sein, von denen viele als Lehrer an der dortigen Buddhistenpriesterschule wirken.

Der gegenwärtige Großlama in Urga, Maidari Kutuchta, etwa 35 Jahre alt, soll ein feingebildeter Priester sein, der nicht nur gründliche Kenntnisse in



Zelte, in welchen die Schätze des Großlamas verwahrt werden.

der buddhistischen Religionslehre, sondern auch in der medizinischen Wissenschaft besitzt und sich auch für die Fortschritte der Technik interessiert. So finden sich in seinen Schatzkammern nach den Mitteilungen des französischen Reisenden Ular Grammophone, sprechende Puppen, elektrische Maschinen, Telephone, photographische Apparate, ja sogar ein Automobil, und er be-

gnügt sich nicht mit dem Besitze dieser Gegenstände, sondern er sucht auch die Art ihrer Wirksamkeit zu ergründen.

Wenn so der höchste Würdenträger des Buddhismus in der Mongolei dem modernen Fortschritte huldigt, so läßt sich wohl annehmen, daß auch die bisher in weltabgeschiedener Beschaulichkeit lebenden tibetanischen Lamas nach und nach für fremde Kultureinflüsse immer empfänglicher werden, sobald erst der englische Einfluß sich kräftig geltend macht. Nachdem es den Engländern gelungen ist, die Tibetaner in Lhassa zum Abschluß eines Vertrages zu zwingen, ist vielleicht auch die Zeit nicht mehr fern, in welcher die in religions- und kulturgeschichtlicher Beziehung hochbedeutende Hauptstadt der buddhistischen Welt den europäischen Forschern erschlossen wird.





Mannigfaltiges.



Bakschisch. — Der Rechtsanwalt v. Korpallen saß in seinem Amtszimmer und las die Zeitung. Es war nach sieben Uhr Abends, und sein Bureau war längst geschlossen. Um so mehr wunderte er sich, als ihm ein Herr gemeldet wurde, der ihn dringend zu sprechen wünsche.

Ein hochgewachsener Mann trat ein, entschuldigte sich, daß er so spät käme, und erklärte, er sei auf der Durchreise hier, um seinen Onkel, den Regierungsrat a. D. Bilsinger, zu besuchen; er habe eine Erbschaftssache gemeinsam mit diesem Onkel zu erledigen, komme aus Holland, die Erbschaft liege aber in Rußland, und da Herr v. Korpallen als Litauer ja Russisch spreche, so bäte er ihn, die Zeilen zu übersetzen, die hier unter diesem Schriftstück ständen.

Bei diesen Worten zog der Herr ein Dokument hervor, reichte es dem Rechtsanwalt hin und wartete gespannt, was dieser sagen werde.

„Nun," meinte Korpallen, „das ist nur eine Unterschriftsbeglaubigung, weiter nichts."

„Erlauben Sie," sagte der Fremde, „das kann nicht stimmen. Es muß heißen, daß wir, mein Onkel und ich, die richtigen Erben sind."

„Muß es so heißen? Das tut es aber nicht! Ich bedaure sehr. Übrigens lassen Sie mich doch einmal das ganze Dokument durchsehen."

Der Herr hatte Platz genommen, und der Anwalt sah

das Schriftstück genauer durch, aus dem allerdings hervorging, daß der Regierungsrat Bilsinger und sein Neffe, Herr Jan van Hoof, einen Anteil an einem russischen Bergwerk erbten.

Aber das Gesicht des Anwalts wurde ernst, als er jetzt aufblickte. „Wissen Sie auch, daß die Anmeldefrist in zwei Tagen abläuft?“

Der andere sprang auf, ganz blaß. „Sehen Sie, sehen Sie, wenn ich nun nicht zufällig jetzt komme und mit meinem Onkel die Sache bespreche, so verabsäumt der in seinem Phlegma die ganze Erbschaft! Wie ist es aber möglich, daß eine so kurze Frist —“

„Die Frist war nicht so kurz. Sie wissen doch, daß in dem betreffenden Distrikt nur russische Eigentümer geduldet werden. Sie hatten ein ganzes Jahr Zeit, den Anteil zu verkaufen — warum haben Sie es nicht getan?“

Der Holländer fuhr sich erregt in die Haare: „Ich war doch nicht hier, reiste in der Welt umher, aber mein Onkel, der in der Gotteswelt nichts zu tun hat, besaß das Dokument und ließ es einfach liegen. — Ich bitte Sie, stehen Sie uns in dieser Sache bei — ich hole meinen Onkel hierher, und wir besprechen, was zu machen ist.“

Er rannte fort und erschien nach einer halben Stunde wieder mit dem Regierungsrat, den Korpallen als Muster eines langsamen Schöppenstädters gut genug kannte.

Mit Mühe und Not gelang es ihm, Herrn Bilsinger klar zu machen, daß nur sein persönliches Erscheinen an Ort und Stelle noch die Möglichkeit der Rettung dieser Erbschaft böte. Es handele sich um eine Summe von annähernd einer halben Million Rubel.

„Sie müssen noch den Nachtzug nach Königsberg benützen, von da sofort weiter nach Petersburg; ich habe dort einen bekannten Kollegen, für den gebe ich Ihnen eine Empfehlung mit.“

„Aber ich bitte Sie — das geht nicht! Mein Onkel spricht kein Wort Russisch, Sie müssen ihn begleiten! Bitte, besinnen Sie sich nicht, Sie bekommen — nun, sagen wir

fünf Prozent von der ganzen Summe, wenn wir sie noch retten können. Selbstverständlich freie Reise und Kostenersatz. Sie kennen auch die russischen Verhältnisse —"

„Aber warum denn so viel?" fragte der Regierungsrat, dem angst und bange wurde bei dem Gedanken an die Reise, die so viel Geld kosten würde.

„Lieber Onkel, wir verlieren nur Zeit mit solchen Fragen. — Also bitte, Herr v. Korpallen, akzeptieren Sie?"

Korpallen besaß einen Paß nach Rußland. Für den Regierungsrat konnte er in Königsberg einen besorgen. „Ich bin bereit," sagte er, „in einer guten Stunde habe ich gepackt, in zweieinhalb Stunden geht der Zug. — Aber eines bitte ich zu bedenken: ich übernehme durchaus keine Garantie, daß wir noch zurechtkommen! Wenn die Frist abgelaufen ist, bevor wir ankommen, so bekommen Sie keinen Groschen, und ich —"

„Sie sollen in diesem Falle gleichwohl dreitausend Mark Honorar erhalten. — Lieber Onkel, ist es dir vielleicht angenehmer, wenn ich statt deiner mitfahre?"

Nein, das war dem guten Onkel nicht lieber. Dieser Neffe war im stande, noch weiter in bisheriger Weise mit dem Gelde herumzuschmeißen.

Wie zur Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen sprach jetzt Korpallen: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir in Rußland unaufhörlich bar Geld — ich meine Tausendrubelscheine und dergleichen — zur Hand haben müssen. Sonst erreichen wir nicht das mindeste. Nicht einmal ein Türsteher, geschweige denn ein Beamter ist zu haben — ohne Bakschisch."

„Weiß ich, weiß ich!" rief der Neffe, indem er seine Brieftasche hervorholte. „Hier haben Sie für die ersten Auslagen tausend Mark, außerdem schreibe ich Ihnen einen Scheck in beliebiger Höhe, den Sie sich in Petersburg auszahlen lassen können. Für die Reisekosten bis dahin kommt mein Onkel auf."

„Aber, lieber —"

„Wie meintest du, lieber Onkel? — Du bist ganz ein-

verstanden? — Na ja, das ist ja selbstverständlich! Komm nur, wir müssen noch packen. Verlaß dich nur ganz auf Herrn v. Korpallen." —

Am nächsten Morgen befand sich der alte Regierungsrat und der flinke Rechtsanwalt in Königsberg, sie fuhren zum Konsulat und zum anderen Bahnhof und saßen noch zur rechten Zeit im Luxuszug, der nach dem Norden führte.

Behaglich streckte sich Korpallen, unbehaglich wand sich Herr Bilsinger auf den samtenen Polstern. Der Regierungsrat hatte einen etwas beschränkten Gesichtskreis, und es jammerte ihn, daß man hier in dem teuren Expreß sitzen und noch wer weiß wie mit dem lieben Gelde umherwerfen mußte, um vielleicht zuletzt doch noch das Nachsehen zu haben.

In Petersburg angekommen, wollte er in ein Hotel gehen und den russischen Anwalt, der ihm weiteren Rat geben konnte, später aufsuchen. Aber Korpallen wollte davon nichts hören. „Es eilt, es eilt .. wirklich!" sagte er mit einem gewissen Lächeln, das der Regierungsrat nicht ausstehen konnte.

Aber diese Worte erwiesen sich wieder als nur zu wahr. Die Droschke, die sie zuerst zu einem Bankgeschäft, dann zu dem Hause des Rechtsanwalts brachte, konnte nicht hindern, daß es gerade von einem nahen Kirchturm acht Uhr schlug, und daß daher der Portier des Hauses ihnen bedeutete, der Herr sei nicht mehr zu sprechen.

Die erste Banknote wanderte aus Korpallens Tasche in die merkwürdig geübten Hände des Portiers. Er wollte nun nachsehen, ob der Herr noch zu sprechen sei. Aber erst, nachdem auch oben der Diener „gespickt" war, wurden die späten Gäste vorgelassen.

Ein Herr im Frack, die Brust mit Orden bedeckt, trat ihnen entgegen. Er schüttelte Korpallen, den er persönlich kannte, die Hand, bedauerte aber, heute wirklich keine Zeit mehr zu haben. Er müsse zu einem Ball, wo hochgestellte Personen ihn erwarteten, die ihn dort sprechen wollten, und —"

„Aber wir müssen Sie zunächst hier sprechen!" rief

Korpallen. „Die Frist läuft ja sonst ab!“ Und hastig berichtete er, was sie hergeführt hätte.

Der russische Kollege zuckte die Achseln. „Mein Lieber, wenn es nur einen einzigen Tag früher wäre! Jetzt ist kaum noch etwas zu machen. Aber wenn Sie den nächsten Zug benützen und noch um elf Uhr den Präsidenten der Bergwerksverwaltung in Kjamirsk sprechen können — es wäre möglich, wenn Sie — hm — wenn Sie verstehen, mit ihm umzugehen, daß Sie noch in letzter Stunde etwas erreichen.“

„Wir werden versuchen!“ rief Korpallen, indem er unauffällig eine Tausendrubelnote auf den Tisch legte. „Können Sie uns eine Einführung bei dem Präsidenten verschaffen? Eine Karte vielleicht?“

„Mit dem größten Vergnügen! Für einen Kollegen tut man ja alles gern!“

Und der besternte Herr schrieb eine Visitenkarte mit russischen Hieroglyphen voll, gab sie Korpallen und riet ihm, so rasch wie möglich nach dem Bahnhof zu fahren, wenn er noch um elf Uhr in Kjamirsk sein wolle.

„Mein Himmel,“ stöhnte der Regierungsrat, als sie wieder auf der Straße waren und er hörte, daß die Reise sofort weitergehen müsse, „das halte ich nicht aus! Ich will jetzt ein vernünftiges Ochsenfleisch mit Kartoffeln essen. — Ich will —“

Korpallen winkte eine Droschke herbei, stieg ein und zwang den armen Bilsinger mitzukommen. „Ich will Ihnen mal was sagen!“ sprach er jetzt mit strenger Miene zu seinem Klienten. „Ich vertrete hier nicht nur Ihre Interessen, sondern auch die Ihres Neffen! Und ich habe keine Lust, irgend etwas zu versäumen, weil Sie Appetit auf Ochsenfleisch mit Kartoffeln haben!“

„Ich meinte ja nur!“ murmelte der Regierungsrat.

„Kurioser Herr!“ dachte Herr v. Korpallen, während der Wagen wie ein abgeschossenes Projektil weiterraste. — Er nahm am Bahnhof die Fahrkarten, überhörte es, daß der Regierungsrat fragte, ob man denn nicht zweiter Klasse

fahren könne, und hoffte nur, daß jetzt nicht ein Bahnunfall eintreten und die Sache vereiteln werde.

Ein Bahnunfall trat nicht ein, wohl aber war es zehn Minuten vor halb zwölf Uhr, als sie in Kjamirsk ankamen. Eine halbe Stunde also noch bis zum Ablauf der Meldefrist!

Natürlich erklärte der Diener im Hause des Präsidenten, der Herr schlafe bereits.

Korpallen zog eine Hundertrubelnote hervor und drückte sie dem Biederen in die Hand. Der nahm sie, erklärte aber trotzdem, der Herr schlafe wirklich.

Zu der offensichtlichen Verzweiflung des Regierungsrats folgten jetzt zwei Hundertrubelscheine auf einmal. Der Spitzbube von Diener war augenscheinlich an so hohe Trinkgelder gewöhnt, denn er ging nun in die inneren Gemächer hinein, kehrte aber auffallend schnell zurück mit der Meldung, der Herr Präsident schlafe in der Tat schon, und er dürfe ihn nicht wecken.

„So! Nun, hier haben Sie noch zweihundert Rubel, mein Freund, und jetzt machen Sie schnell, daß wir hineinkommen — es handelt sich um Wichtiges.“

Dieser Appell rührte des Dieners Herz, denn nun öffnete er die Tür zu einem Salon und sagte: „Der Herr Präsident läßt bitten.“

Mit der Karte des russischen Anwalts in der Hand saß der hohe Beamte da am Schreibtisch und fragte höflich, was die Herren noch so spät herführe.

„In einer Viertelstunde läuft die Meldefrist ab,“ sagte Herr v. Korpallen, „die uns die Erlaubnis zusichert, den Anteil an dem Bergwerk, der diesem Herrn hier gehört, zu verkaufen. Wir protestieren gegen die Einziehung unseres Anteils und bitten Sie ergebenst, in diesem Sinne an die Regierung zu berichten.“

„O,“ sagte mit einem bedauernden Achselzucken der Präsident, „wie tut mir das leid! Heute abend mit der letzten Post ist mein Bericht an die Regierung abgegangen!“

Die beiden Herren wurden blaß. Aber noch verlor

der Rechtsanwalt nicht den Mut. Eine Tausendrubelnote wanderte auf den Schreibtisch — es war merkwürdig, mit welchem Geschick alle diese Herren im geeigneten Moment zur Seite zu blicken wußten! — und Herr v. Korpallen sagte: „Wir haben uns noch vor der abgelaufenen Frist gemeldet. Wäre es nicht möglich, den Bericht zurückzufordern?“

„Ausgeschlossen — ganz ausgeschlossen!“

Nun wanderten noch zwei Tausendrubelscheine auf den Schreibtisch — dem Regierungsrat wurde es ganz schwarz vor den Augen — und Korpallen fuhr fort: „Wenn wir vielleicht noch den Postzug einholen könnten —“

Der Herr Präsident empfand ein menschliches Rühren. Er lächelte und sagte: „Mein Bericht geht durch die Hände des deutschen Generalkonsuls, da er deutsche Angelegenheiten betrifft. Wenn Sie sofort nach Petersburg zurückfahren und morgen früh dem Generalkonsul einige Zeilen von mir bringen, so wäre es ja allerdings möglich, daß er mir den Bericht noch einmal zurückgibt, und dann könnte ich einen neuen schreiben, worin ich um eine weitere halbjährige Frist für die Erben bäte. Allerdings kommt es nur darauf an, daß Sie den Generalkonsul sprechen, bevor er den Bericht an das kaiserliche Kabinett weitergegeben hat.“

Erleichtert atmete Korpallen auf, und während der Präsident einige Zeilen auf einen Briefbogen warf, lachte er den Regierungsrat an: „Gewonnen!“ murmelte er.

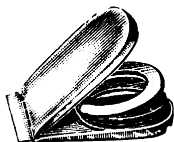
Und wahrhaftig, als sie am nächsten Morgen bei dem deutschen Generalkonsul vorsprachen und den Brief des Präsidenten überbrachten, zog dieser den mit der Frühpost eingegangenen Bericht hervor und übergab ihn freundlich lächelnd dem Rechtsanwalt. Er tat dies aber ohne Bakschisch.

„Das nenne ich in letzter Stunde!“ sagte er. „Der Herr Präsident schreibt mir, daß Sie noch rechtzeitig Ihre Ansprüche geltend gemacht haben.“

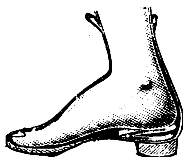
Endlich konnte nun der arme Regierungsrat in ein Hotel gehen, Ochsenfleisch mit Kartoffeln essen und sich zu Bett legen.

Korpallen beauftragte seinen russischen Kollegen mit dem Verkauf des Anteils, der in der Tat über 400,000 Rubel wert war. Am Nachmittag des nächsten Tages vereinigte ein luxuriöses Diner den telegraphisch eingeladenen Präsidenten, den russischen Rechtsanwalt und die beiden Reisenden in dem feinsten Restaurant von Petersburg, und der gute Regierungsrat mußte noch einmal zusehen, wie Korpallen eine gewaltige Rechnung bezahlte. E. Fahrow.

Neue Erfindungen: I. Die „Calcanette", eine Vorrichtung zur Erleichterung des Marschierens. — Die untenstehend abgebildete Vorrichtung sucht der Ermüdung vorzubeugen, die sich bei vielen so leicht bei größe-



Calcanette. Offen.

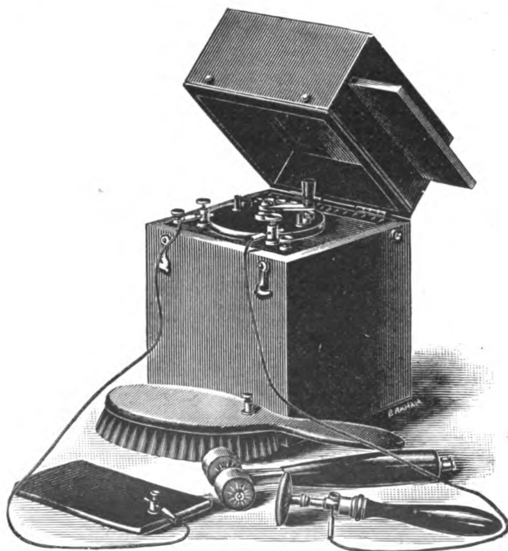


Calcanette. Im Gebrauch.

ren Märschen oder Spaziergängen einstellt. Sie erhielt von ihrem Konstrukteur, M. Galante Fils in Paris, den Namen „Calcanette", der von dem lateinischen calcaneum = die Ferse abgeleitet ist. Die kleine Klappe aus Leder mit der leicht funktionierenden Sprungfeder wird in den Schuh unter die Ferse, mit der Öffnung nach hinten, gelegt. Sie erleichtert der Ferse das Schreiten, ja man geht wie auf einem Teppich, wenn man Calcanetten benützt. Die Erfindung beruht auf den Ausführungen des Dr. Brecillard in dem Buche „Etude physiologique et médicale sur la marche".

II. Ein elektrischer Handapparat. — Die von uns abgebildete elektrische Batterie in verschließbarem Kasten ist mit verschiedenen Geräten versehen, die den Gebrauch der Elektrizität zu Heilzwecken vermitteln. Sie ist nach den Angaben der Amerikanerin Mrs. Pomeroy, die

in London mit großem Erfolg die Spezialität der Gesichtsmassage ausübt, eingerichtet worden, um als Toilettengegenstand für Damen, die viel an Kopfweh oder Gesichtsschmerz leiden, zu dienen. Sie soll den elektrischen Strom in den Dienst der Schönheitspflege stellen. Vor Bezug der Batterie, die mit Haarbürste und Doppelroller portofrei



Ein elektrischer Handapparat.

4 £ 12½ sh. kostet, sollte man sich jedoch jedenfalls über die Zweckmäßigkeit des Gebrauchs für die eigene Person mit seinem Hausarzt oder einem vertrauenswürdigen Nervenarzt verständigen. B. H.

Wahres Christentum. — Der berühmte Theologe Johann Arndt in Braunschweig, der Verfasser des „Wahren Christentums" (1555—1621), befand sich an einem Sommertage in einem Dorfe bei Braunschweig. Nach demselben Dorfe hatten an demselben Nachmittag auch drei vornehme Damen aus

Braunschweig einen Spaziergang gemacht. Da zog ein Gewitter heran, ein wolkenbruchartiger Regen strömte herab und verwandelte den Straßenstaub in einen dicken Brei. Die drei Damen hatten sich in ein Wirtshaus geflüchtet und warteten hier, weil sie annahmen, ihre Männer würden ihnen einen Wagen entgegenschicken, welcher sie heimbrächte. Sie warteten aber vergeblich. Stunde auf Stunde verging, aber es kam kein Wagen, und da bereits der Abend dunkelte, wollten sie sich eben ins Unvermeidliche schicken und sich zu Fuß auf den Heimweg begeben, als ein Halberstädter Frachtwagen vor dem Wirtshause anhielt. Die Frauen beschlossen jetzt, diesen Frachtwagen als Rettungsanker zu benützen, und wurden auch bald mit dem Fuhrmann einig, der sich auf dem Heimwege nach Braunschweig befand. Es wurde also eingestiegen. Der Mann aber, der schon in dem Frachtwagen saß und für sich bleiben wollte, zog sich, als die Damen Anstalt zum Einsteigen machten, in den Hinterteil des Wagens zurück und setzte sich hinter einem großen Tabaksfasse aufs Stroh nieder, so daß die Frauen, vorn auf einem Brette nebeneinander sitzend, meinten, sie wären allein unter dem fahrenden Zelte. Sie ließen daher auch ihre Zungen gehen, wie sie Lust hatten.

Die Rede kam bald auf den Generalsuperintendenten Arndt, und die Frau des Bürgermeisters meinte: „Der Arndt, hat gut Almosen geben. Mein Mann weiß ganz gewiß, daß er einen im Hause hat, der ihm das Geld macht, und wenn es meinem Manne nach geht, so wird er bald als Zauberer den Prozeß gemacht bekommen."

Darauf erwiderte die Oberpfarrerin: „Ich weiß nicht, ob er so gescheit ist, ich kann's nicht beurteilen, mein Mann aber hat schon mehr als einmal gesagt, daß der Arndt der größte Esel sei und von der Theologie so wenig verstehe wie eine alte Kuh."

Und die Frau Konrektorin, anerkannt die schärfste Zunge von ganz Braunschweig, begann: „Stille Wasser sind tief. Dieser Arndt —"

Da wurden selbst dem starken Frachtwagen die Sünden wider das achte Gebot zu schwer. Die Vorderachse, über welcher die drei Frauen saßen, zerbrach, und das Fuhrwerk lag da wie ein kreuzlahm geschossener Hase, und die darin saßen, sollten nun die andere Hälfte des Weges zu Fuß im Regen und Straßenschmutz zurücklegen.

In diesem kritischen Moment kam ein bedecktes Wägelchen von der Stadt her, und der Kutscher auf dem Bocke fragte nach dem Herrn Generalsuperintendenten Arndt.

„Da bin ich!“ rief es hinten im Wagen des Fuhrmanns, und Arndt kam hervor an das Licht der Fuhrmannslaterne. Aber er benützte das Wägelchen nicht, das ihm seine ängstliche Frau entgegengeschickt hatte, sondern nötigte die drei Damen einzusteigen und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Von der Geschichte sagte er keinem Menschen etwas als seiner Frau, und der nicht mehr, als notwendig war. Aber die Frau Bürgermeisterin redete später in einer vertrauten Gesellschaft davon, als von etwas, das ihr ganz unbegreiflich wäre.

Da erwiderte einer in der Gesellschaft, das wäre leicht zu begreifen, das sei eben ein Stück aus „Arndts wahrem Christentum“ gewesen. C. T.

Der Türklopfer. — Der Vorläufer der modernen Klingel, Glocke oder Schelle, mit der gemeldet wird, daß draußen vor Haus oder Wohnung jemand sich befindet, der Einlaß begehrt, war bekanntlich einst der Türklopfer, der älteste Ersatz für das Anklopfen mit Finger, Faust, Stock oder Waffe.

Noch immer hat der alte Türklopfer seine Heimatstätte jetzt in England, und man muß gestehen: mit einem gewissen Recht, insofern nämlich, als man am Klopfen schon ungefähr erkennen kann, wer etwa draußen steht.

Besuche pflegen kurz und energisch anzuschlagen, Boten oder Dienstboten klopfen in bescheidener Weise, während man dem Postboten sein Klopfen vorschreiben kann. Befindet sich aber ein Kranker im Hause, so deutet dem Kommenden der umwickelte Türklopfer dies schon an, um den Schall zu dämpfen.

Besonders Englands Hauptstadt, das gewaltige London, besitzt einen wahren Reichtum an nicht nur schönen, sondern auch historisch-interessanten Türklopfern, unter denen ohne Zweifel der hervorragendste und für entschwundene Zeiten charakteristischste der Klopfer ist, welcher an der nördlichen Pforte der Durhamkathedrale sich befindet.

König Alfred der Große (871—901) erließ nämlich die Verordnung, daß dort „Asylrecht" sei, das heißt also: jeder Flüchtling und Verfolgte dort Schutz und Gastfreundschaft 37 Tage lang genießen solle.

Schon die bloße Berührung dieses merkwürdigsten aller historischen Türklopfer war hinreichend, um jedem dieses unantastbare Asyl während der gesetzten Frist zu gewähren. K. N.

Humor im Gerichtssaal. — Daß der bekannte frühere Abgeordnete Munckel als Verteidiger durch Witz und Humor viel erreichte, beweist folgende kleine Geschichte, die er selbst gern zu erzählen pflegte.

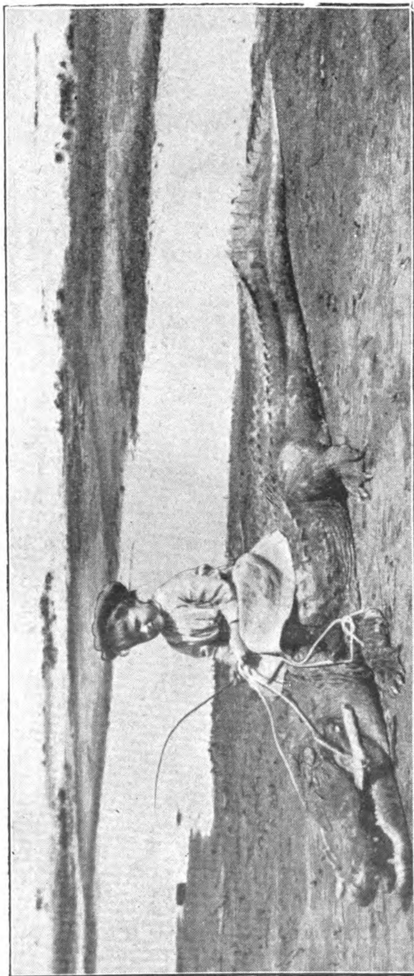
Im Beginn seiner Amtstätigkeit hatte er einmal einen Knaben zu verteidigen, der sich öfters den törichten Scherz erlaubt hatte, einem Schutzmann zuzurufen: „Adje, Aujust!" Der Schutzmann hatte schließlich den mutwilligen Übeltäter ergriffen, und eine Anklage wegen Beamtenbeleidigung sollte das Verbrechen sühnen. Am Tatbestande war nicht zu rütteln, und deshalb beschränkte Munckel seine Verteidigungsrede auf folgende Ausführungen: „Die landläufige Ansicht, daß in der Anrede „August" oder Berlinerisch gesprochen „Aujust" etwas Beleidigendes liege, ist gänzlich unzutreffend. Wenn beispielsweise der Herr Vorsitzende nach Verkündigung der Freisprechung meines Klienten mir zuriefe: „Adje, Aujust!" so würde ich weit davon entfernt sein, hierin eine Beleidigung zu erblicken, ich würde vielmehr einen Ausdruck mich ehrender Vertraulichkeit darin sehen."

Die Richter, denen bekannt war, daß Munckel mit Vornamen „August" hieß, zogen sich, nur mit Mühe ihren Ernst behauptend, ins Beratungszimmer zurück. Nach wenigen

Minuten erschienen sie wieder, und der Vorsitzende verkündete die Freisprechung des Angeklagten.

„Nun habe ich aber noch," sagte der Vorsitzende, „einen persönlichen Auftrag des Kollegiums an den Herrn Verteidiger zu bestellen: „Adje, Aujust!"

Munckel machte eine tiefe Verbeugung und verließ unter dem Beifall sämtlicher Zuhörer die Verteidigerbank. C. T.



Ein Alligator als Spielzeug.

Ein Alligator als Spielzeug. — Das muntere Mädel auf unserem Bilde, das einen aufgezäumten Alligator als Reitpferd benützt, lebt auf einer merkwürdigen Farm in dem Staate Florida in den Vereinigten Staaten, und das Bildchen, das ein Amateurphotograph aufnahm, läßt uns

einen Blick in die Umwelt eines nicht minder sonderbaren Berufes tun. Der Vater des Kindes betreibt nämlich die Alligatorenzucht als Geschäft. Er tötet die alten und fängt die jungen ein, die er zähmt und großzieht, bis ihre Haut, die ja bekanntlich neuerdings mit Vorliebe zu allerhand Lederartikeln verwendet wird, einen guten Ertrag liefert. Auf solch einem gezähmten Alligator reitet unsere Kleine. H. P.

Lungenpflege. — Unsere Lungen, liebe Leserinnen und Leser, verlangen so gut wie jeder andere Teil unseres Körpers ihre Pflege, um gesund zu bleiben. Aber ach, wie oft sündigen wir gegen sie! Die Zunahme der Lungenerkrankungen spricht eine gar beredte Sprache! Man schickt die armen Lungenkranken in die Kurorte und Anstalten, aber die meisten brauchten gar nicht zu erkranken, wenn sie dem Gebote der Natur gefolgt wären und ihre Lungen als ein lebenswichtiges Organ, das wie jedes andere einer verständigen Sorgfalt und Pflege bedarf, gebührend geschont hätten.

Was sind die Lungen? Ein großer Blasebalg, aber ein solcher, der aus Hunderttausenden feiner Bläschen zusammengesetzt ist, und den wir im Stande halten sollen, daß er Unrat hinauszufegen vermag, der in ihn eindringt. Aber tun wir dies wohl? — Versuchen wir einmal, recht tief zu atmen, und in neunzig von hundert Fällen wird uns Stubenhocker ein Hustenreiz, ein Kratzen in der Kehle, vielleicht auch ein Brennen unter der einen oder anderen Achsel befallen. Was heißt das? Es steckt Staub in den Lungenwinkeln. Der Blasebalg, der ja zweiseitig ist, das heißt, der sich über unsere rechte und linke Brust verteilt, will sich zwar ausdehnen, aber oben in seinen Spitzen, die eben unter die Achseln gehen, stößt er auf Hindernisse, die ihn reizen und zum Hüsteln und selbst zu Schmerzen Anlaß geben.

Eben weil wir viel zu selten tief atmen — denn bei der der Masse der Menschen zur Gewohnheit gewordenen sitzenden Lebensweise und all dem Tun und Treiben, das mit der Stubenhockerei zusammenhängt, als da sind qualmerfüllte, überhitzte Luft, beengende Kleidung und dergleichen mehr, kann man das nicht! — werden hie und da Teile des

Blasebalges schlaff und zumal jene unter die Schultern hinauf verlaufenden Spitzen desselben, deren Ausdehnung an und für sich eben durch ihre eigenartige beengte Lage schwieriger ist. Und damit ist die erste Gelegenheit zu Erkrankungen geboten, denn Erschlaffung bedeutet immer und überall, so auch in unserem Körperinnern, Mangel an Widerstand. Auf die erschlafften Stellen legt sich der Staub und all der sonstige Unrat, den wir einatmen, und der oft wiederholte Reiz führt nun zu jener schleichenden Erkrankung, die man Lungenspitzenkatarrh heißt und die schon so viele Hunderttausende erschreckt hat, weil, wenn sich ihm die sogenannten Lungenschwindsuchtsbazillen beigesellen, die Sache ein böses Ende nimmt. Es versteht sich von selbst, daß der Bösewicht von Bazillus dieses ruhige Nest, diesen durch unsere eigene Schuld in Untätigkeit versetzten Winkel unseres Lungenblasebalges zur Ansiedlung sehr willkommen heißt, um von hier aus seine zerstörende Wirkung zu entfalten, denn in der wohlgepflegten Lunge, derjenigen also, die als Blasebalg arbeitet, findet er keinen Platz, sondern wird als lästiger Eindringling hinausgeworfen. Wie oft haben wir alle wohl schon Lungenschwindsuchtsbazillen, die ja schier überall zu finden sind, und vor denen uns eben nur eigene Pflege schützen kann, eingeatmet, die aber hinausflogen, weil unser Lungenblasebalg in Ordnung war.

Der fragliche Bazillus ist ein Missetäter, der vor allen Dingen Ruhe zu seinem schadenbringenden Werke gebraucht. Das müssen wir uns vor Augen halten, um zu verstehen, wie wir uns vor ihm schützen können. Der Teich, der nicht befahren wird, bedeckt sich mit Wasserpflanzen, in die Kleider, die nicht getragen werden, gehen die Motten, und in die Lungen, die nicht ordentlich atmen, geht der Schwindsuchtspilz. Darin steckt das ganze Geheimnis, und damit ist die Schuld von Tausenden und Abertausenden zu Tage gelegt, welche ein angeblich grausames Geschick anklagen, während sie sich doch selbst törichterweise das Richtbeil geschliffen haben.

Lungenpflege — das ist das Gebot für alle, die sich vor

dem Schwindsuchtsgespenst, vor dem lungenzerstörenden Bazillus, retten wollen. Öfteres Sichaufrichten und tiefes Atemziehen, öftere Zimmerlüftung, möglichst ausgiebiges Verweilen in der freien Natur, lange Spaziergänge auch im Winter und namentlich im Winter, wo die Luft so wunderbar rein ist und durch die Atmung mit geschlossenem Munde jeder Erkältungsgefahr für die Brust vorgebeugt wird, das sind die besten Mittel zur Pflege der Lungen und somit auch zum Schutze vor Erkrankung derselben. E. P.

Amerikamüde. — Der Konkurrenzkampf zwischen dem großen, von amerikanischen Unternehmern ins Leben gerufenen Schiffahrtstrust, dem sich auch europäische Schiffahrtsunternehmungen angeschlossen haben, und einigen, dem Trust nicht angehörenden europäischen Schiffahrtsunternehmungen zieht zur Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen Kulturwelt auf sich. Dieser wirtschaftliche Seekrieg kostet, wie jeder Krieg, kolossale Opfer an Geld, aber er fordert auch noch andere Opfer, die höher anzuschlagen sind als die Millionen der konkurrierenden Schiffahrtsunternehmungen, Opfer, die zu vermindern die Gesellschaft beider Hemisphären ein Interesse hat, denn es sind Opfer an braven, wenn auch unglücklichen oder unüberlegten Menschen.

Es gibt kein Land in Europa, das frei wäre von Not und Elend, und so setzt denn der Notleidende und Unglückliche leicht sein letztes Hab und Gut aufs Spiel, um einem unerträglich gewordenen Schicksale zu entrinnen. Wenn alle Versuche, sich in der Heimat ein ehrliches Fortkommen zu sichern und ein bescheidenes Glück zu finden, an der Ungunst der Verhältnisse oder an dem bösen Willen mancher Mitmenschen scheitern, dann greift der Elende und Enterbte zum letzten Mittel: er verkauft, was er bis jetzt noch retten konnte, und wandert aus. So gehen alljährlich Hunderttausende Europamüder nach Amerika. Leider aber gelingt es nur wenigen, sich in Amerika emporzuringen, viele kämpfen ihr Leben lang darum, sich eine Stellung zu erobern, wie jene war, die sie in Europa aufgegeben haben,

und ungezählte Tausende gehen drüben in Not und Entbehrung unrettbar zu Grunde.

Ist nun die Zahl der Auswanderer schon unter normalen Verhältnissen eine große, so muß sie in einer Zeit, wo sich die Kosten der Überfahrt auf eine fast lächerlich kleine Summe verringern, naturgemäß eine noch größere sein. Der Konkurrenzkampf der Schiffahrtsunternehmungen bringt es also mit sich, daß viele dadurch zu einer Reise über das große Wasser verleitet werden, an die sie sonst in ihrem ganzen Leben nicht gedacht hätten. Sie machen dann drüben die bittersten Erfahrungen, denn an Händen, die vergebens um Arbeit bitten, ist drüben so wenig Mangel wie überall. Tatsächlich hat infolge der gegenwärtigen billigen Fahrpreise die Zahl der Auswanderer so zugenommen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Vorschriften über die Einwanderung viel strenger handhabt und bedeutend mehr Zwischendeckreisende, die den Vorschriften nicht entsprechen, als unwillkommene Einwanderer zurückweist, die dann mit denselben Schiffen, mit denen sie herübergefahren sind, wieder nach Europa zurückbefördert werden müssen.

So schlimm solche zurückgewiesenen Auswanderer nach ihrer Rückkehr nach Europa auch daran sein mögen, sie sind noch zu beneiden vor vielen anderen, die man drüben landen ließ und die nach kurzem Aufenthalt in Amerika zu der Einsicht kommen, daß es für sie besser gewesen wäre, wenn sie in der Heimat geblieben wären. Die Zurückgewiesenen sind wenigstens der Sorge für ihre Rückfahrt enthoben, denn die Schiffahrtsgesellschaften sind nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten verpflichtet, unwillkommene Einwanderer unentgeltlich nach Europa zurückzubringen. Jene Bedauernswerten aber, die drüben bald einsehen, daß Amerika nicht für sie taugt, oder sie nicht für Amerika taugen, sind weit schlimmer daran. Sie wollen und können nicht bleiben, besitzen jedoch in den meisten Fällen nicht mehr die Mittel zur Rückfahrt. So sind denn diese Enttäuschten genötigt, sich als Arbeiter auf einem Schiffe zu verdingen, sofern sie zu der meistens schweren Schiffsarbeit überhaupt körperlich geeignet sind.

Das erste Bestreben dieser Amerikamüden geht nun dahin, als Küchengehilfen oder als Aushilfsstewards auf einem nach Europa fahrenden Schiffe unterzukommen. Solche Arbeitsgelegenheiten sind jedoch auf Schiffen, die nach Europa fahren, sehr selten, weil die Schiffe auf ihrer Rückfahrt nicht so viele Passagiere haben wie auf der Hinfahrt und folglich auch nicht so viel Küchen- und Dienerpersonal nötig haben. Außerdem ist das Angebot von solchen Arbeitskräften ein so großes, daß auch bei starker Reisefrequenz unmöglich alle Arbeitsbedürftigen berücksichtigt werden können.

Bleibt noch die Möglichkeit, sich als Kohlenschaufler nach Europa zu arbeiten. Die Arbeit der Kohlenschaufler ist eine so schwere, daß sie nur von den stärksten und gesündesten Menschen geleistet werden kann, die an Strapazen und schwere Arbeit gewöhnt sind. Die Kohlenschaufler müssen den Heizern im Heizraum, in dem eine wahrhaft höllische Temperatur herrscht, ununterbrochen schwere Kohlenlasten zuführen und die Asche aus dem Heizraum in das Meer befördern. Sie arbeiten in mehreren Schichten täglich und haben zwischen je zwei Arbeitsschichten eine größere Ruhepause. Trotzdem ist diese Arbeit die anstrengendste von allen Schiffsarbeiten, und mancher gesunde und kräftige Mann hat sich dabei schon den Keim zu lebenslänglichem Leiden oder zu frühem Tode geholt. Dabei ist die Behandlung der Kohlenschaufler durch die Heizer durchaus keine humane zu nennen, und Mißhandlungen ermüdender Kohlenschaufler sind keine Seltenheit. Wie schwer diese Arbeit ist, geht übrigens schon aus dem Umstande hervor, daß man den Kohlenschauflern neben freier Überfahrt und Verpflegung auch einen kleinen Arbeitslohn gewährt, was sicherlich nicht geschehen würde, wenn ihre Arbeit nicht zu den gefürchtetsten Schiffsarbeiten zählen würde.

Die letzte Möglichkeit für die Amerikamüden ist die Arbeit als Viehwärter auf den sogenannten Viehdampfern. Diese ist etwas weniger anstrengend als die Kohlenarbeit, bringt aber noch weit mehr Gefahren mit sich und ist so beschaffen, daß sie von halbwegs gebildeten Menschen nur

—

im Falle äußerster Verzweiflung angenommen werden kann. Außer geschlachtetem Vieh und konserviertem Fleisch exportiert Amerika auch lebende Rinder nach Europa, speziell nach England. Die Dampfer, welche den Viehexport besorgen, sind für diesen Zweck eigens gebaut. In den deutschen Tagesblättern New Yorks sind täglich Inserate zu lesen, wonach armen Amerikamüden gegen Erlegung von sieben Dollars und Übernahme „leichter Arbeit“ freie Fahrt nach Europa versprochen wird. Die Amerikamüden gehen nun zu den Schiffsagenten, welche die Inserate in die Blätter einrücken lassen, und erkundigen sich näher nach der Arbeit. Hier wird ihnen mit großer Zungenfertigkeit klar gemacht, daß die Arbeit auf den Viehdampfern ein wahres Kinderspiel oder ein angenehmer Zeitvertreib sei, weshalb man auch dafür keinen Lohn bekomme, sondern noch sieben Dollars an den Agenten für die Vermittlung einer so angenehmen Arbeitsgelegenheit zu zahlen habe. Besitzt nun ein Amerikamüder das Geld, so erlegt er es in den meisten Fällen sofort und bekommt dafür eine Karte, die den Namen des Agenten, den Namen und das Datum der Abfahrt des Schiffes, auf dem er als Viehwärter arbeiten soll, sowie die Erklärung des Arbeitnehmers enthält, daß er seine Ansprüche verwirkt habe, wenn er die Abfahrt des Schiffes versäumt, daß er weder Anspruch auf Lohn noch auf Kost und Logis habe, falls sich die Abfahrt des Schiffes verzögert. Diesen höchst einseitigen Arbeitsvertrag, den die Karte in vier fettgedruckten Zeilen enthält, hat der Unglückliche in Gegenwart eines als Zeuge fungierenden Angestellten des Schiffsagenten zu unterzeichnen, und er ist für ihn bindend, wenn er nicht die erlegten sieben Dollars verlieren will, die häufig sein ganzes Vermögen darstellen.

Betrachten wir uns nun einmal die als so leicht geschilderte Arbeit eines Viehwärters auf einem Viehdampfer. Der unterste Schiffsraum birgt gewöhnliche Frachtgüter in Gestalt von Fässern, Kisten, Säcken und Ballen und außerdem die Futtervorräte für etwa fünfhundert Rinder und für einen Zeitraum von vierzehn Tagen. Die Rinder stehen,

wie in Ställen, längs der beiden Schiffswände und zum Teil auch in der Mitte des Schiffes dicht nebeneinander und sind an Balken, in denen sich Löcher befinden, mit kurzen Stricken angebunden.

Die erste Arbeit, welche der Viehwärter zu verrichten hat, besteht darin, daß er den Boden mit Streu bedeckt. Dann wird das Vieh durch eine Öffnung in der Schiffswand in das Schiff getrieben, worauf eine sehr gefährliche Arbeit beginnt. Die Tiere müssen jetzt angebunden werden, was nicht leicht ist, denn sie sind auf irgend einer offenen Weide aufgewachsen und halb wild. Die Viehwärter müssen sich an sie heranschleichen, mit geschicktem Griff den Strick fassen, den die Rinder noch vom vorhergegangenen Bahntransport um den Hals haben, und ihn durch eines der Löcher in den Balken ziehen, worauf in das Ende des Strickes ein Knoten gemacht wird. Wendet man bei dieser Arbeit nicht seine ganze Kraft und Geschicklichkeit auf, so setzt man seine Finger beim Knüpfen des Knotens der Gefahr des Zerquetschtwerdens aus, denn die Rinder sträuben sich gegen das Anbinden und zerren mit aller Kraft an den Stricken.

Manchem der Tiere ist aber auf die geschilderte Weise nicht beizukommen, und alle Geschicklichkeit und List ist ihnen gegenüber vergebens. Da muß nun der Viehwärter mitten in den Haufen der drängenden und stoßenden Rinder hineinklettern und das störrische Tier durch Stöße und Eindrehen des Schwanzes, wogegen es am empfindlichsten ist, in eine Stellung zwingen, die es einem zweiten Wärter ermöglicht, den Strick zu fassen und durch den Balken zu ziehen. Wehe dem Viehwärter, welcher dabei zwischen zwei zusammendrängende Tiere oder zwischen die Schiffswand und ein vorbeidrängendes Rind gerät! Er wird erdrückt oder erleidet mindestens schweren Schaden an seiner Gesundheit.

Mit dem Anbinden vergeht der erste Tag und vielleicht auch die Hälfte des folgenden Tages. Am zweiten Tage, um fünf Uhr früh, werden die Viehwärter aus dem Schlafe geweckt, um das Vieh zu tränken. Das Schiff ist mit einem

Apparat zur Destillierung des Meerwassers versehen, und eine Röhrenleitung leitet das destillierte Wasser in alle Teile des Schiffsraumes. An ungefähr zwanzig Stellen der Leitung sind Hähne angebracht, von welchen Schläuche bis zum Boden herab reichen. Ein Aufseher dreht nach Bedarf den Hahn der Wasserleitung auf und zu und füllt die Eimer mit Wasser, die Wärter haben jeder zwei Eimer von der Leitung wegzutragen und den Rindern hinzustellen. Manches Rind trinkt oft drei und mehr Eimer, und es währt durchschnittlich zwei Stunden, bis alle Tiere genügend getränkt sind. Daß die Wärter beim Tränken bis auf die Haut durchnäßt werden und die nassen Kleider an ihrem Körper wieder trocknen lassen müssen, ist ein verhältnismäßig so kleines Übel, daß es eigentlich gar nicht der Erwähnung wert ist.

Eine Stunde später wird gefüttert. Aus dem untersten Schiffsraum werden Säcke mit Mais mittels Flaschenzug heraufgezogen, und jedem Rind fünf bis sechs Maiskolben vorgeworfen. Sind die Maiskolben verteilt, dann muß der Wärter von einem Tiere zum anderen gehen und jeden einzelnen Kolben in mehrere Stücke zerbrechen, damit den Rindern das Abnagen der Körner leichter fällt. Sind die Kolben abgenagt, so muß sie der Wärter wieder sorgfältig in einen Eimer sammeln und über Bord werfen. Die Aufseher achten strenge darauf, daß kein Kolben in der Streu zurückbleibt. Über dieser mühseligen Arbeit wird es Mittag, und die Wärter können essen. Das Mittagessen besteht aus Rindsuppe, Rindfleisch oder Büchsenfleisch, manchmal auch Schweinefleisch, und regelmäßig Pellkartoffeln. Die Kost ist reichlich und genießbar.

Nachmittags ist die schwerste Arbeit zu verrichten. Da werden aus dem untersten Schiffsraum zentnerschwere Bündel gepreßten Heues heraufgeholt, wobei mehrere Wärter stundenlang am Flaschenzug zu ziehen haben, während die anderen die heraufgezogenen Heubündel zu den Tieren hinwälzen. Da sich die Öffnungen, durch welche das Heu heraufgeholt wird, an den beiden Enden des Schiffes be-

finden, die Tiere aber auf das ganze Schiff verteilt sind, müssen die Wärter die schweren Heubündel zum Teil durch das halbe Schiff wälzen. Ist das Heu an Ort und Stelle, so wird der Draht, mit dem die Bündel zusammengebunden sind, mit einem Beil durchhauen, und das Heu, das sehr stark zusammengepreßt ist, muß dann mit den Fingern auseinandergezupft werden. Stundenlang stehen dabei die Wärter mitten im Heu und zupfen das mit Disteln und Dornen vermengte Heu auseinander. Manches Bündel, zu dem das Heu vielleicht neben einer Straße geerntet wurde, enthält außer Disteln oder Dornen noch eine Menge Straßenstaub, der sich beim Auseinanderzupfen in Wolken verwandelt und von den Wärtern eingeatmet werden muß. Daß es bei dem Heuzupfen gleich bei der ersten Fütterung wunde Finger und, wenn die Wärter in schlechten Schuhen oder gar barfuß arbeiten, auch wunde Füße gibt, die infolge der Verunreinigung mit Staub bald zum Eitern kommen, ist leicht zu verstehen.

Sind die Tiere mit Heu gesättigt, so ist das Tagewerk der Viehwärter noch keineswegs vollbracht. Nach der Heufütterung müssen die Wärter von einem Tier zum anderen gehen und mit der Heugabel die in Unordnung geratene Streu wieder gleichmäßig auf dem Boden verteilen. Bei dieser Arbeit wird es Abend, und die Wärter können schlafen. Die Schlafkabinen befinden sich in einem Holzverschlag, welcher in demselben Raume angebracht ist, in dem sich die Rinder befinden. Als Bettzeug dient ein Strohsack. Es gibt weder Kopfkissen noch Decken, auch Waschgelegenheit haben die Wärter, außer den Leitungen am Verdeck, keine, denn die Waschkammer der übrigen Mannschaft ist ihnen verschlossen.

Die ganze Nacht hindurch hält ein Viehwärter Nachtwache bei den Tieren. Er hat darauf zu achten, daß sich kein Rind an dem kurzen Stricke, mit dem es angebunden ist, beim Schlafen erwürgt, und er muß auch losgewordene Tiere wieder anbinden. Dank dem Nachtwächter und der sorgfältigen Pflege der Rinder verenden während der Über-

—

fahrt meist nur wenige Stücke. Auf der Fahrt, auf der die Daten zu diesem Artikel gesammelt wurden, kamen von fünfhundert Rindern nur drei um, und zwar alle drei durch Erwürgen an den Stricken. Sie wurden nach Besichtigung durch einen Schiffsoffizier emporgezogen und über Bord geworfen.

Zur Warnung für jene Unglücklichen, die vielleicht gezwungen sind, das gelobte Land des Dollars zu verlassen und sich als Viehwärter nach Europa herüber zu arbeiten, sei noch erwähnt, daß die Aufseher der Viehwärter vielfach verkommene und rohe Leute sind. Sie scheuen sich nicht, an jenen armen Teufeln, bei denen sie noch etwas Geld vermuten, Erpressungen zu begehen, indem sie ihnen drohen, ihnen die schwerste Arbeit aufzubürden. In Wirklichkeit haben sie nicht die Macht, jemand von einer schweren Arbeit zu befreien, denn zur Wartung des Viehes befinden sich nie mehr Leute an Bord, als unbedingt nötig sind. Jeder Cent, den ein Wärter opfert, um sich Erleichterungen zu erkaufen, ist deshalb weggeworfenes Geld, weil alle Hände ohne Ausnahme tüchtig zugreifen müssen, soll die nötige Arbeit zur rechten Zeit verrichtet werden. —

Lasse sich also durch die geringen Fahrpreise niemand zum Auswandern verleiten! Leicht und billig kommt man hinüber in das Land voll goldener Hoffnungen, aber schwer und nur mit Hingabe der ganzen menschlichen Würde und körperlichen Gesundheit als Fahrpreis kommt man wieder zurück in das alte Europa, wenn man kein Vermögen besitzt als sich selbst und seine Arbeitskraft. G. Valenti.

Zehn „Dickköppe". — König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte im Mai 1848 sein Hoflager nach Sanssouci bei Potsdam verlegt. Der königliche Garten wurde damals, namentlich in nächster Nähe des Schlosses, einer sehr strengen Absperrung unterzogen. Eines Abends kehrte der Monarch spät, dicht in seinen Mantel gehüllt, zum Schlosse zurück, kam aber nicht zu dem Schloßeingange, durch den er gewöhnlich eintrat, sondern zu einem anderen Eingange. An diesem Eingange hatte nun ein Pole den Posten inne. „Halt, wer da?" rief der Grenadier und

stellte mit diesem Rufe die ihm unbekannt erscheinende Person. Auf die Antwort: „Der König!" fuhr der Pole fort: „Das kann jeder sagen; kommt sich doch der König durch ein anderes Portal!"

„Na, da komm' mal unter die Laterne, mein Sohn, dann kannst du sehen, wen du vor dir hast!" sprach der König.

Der Posten folgte dieser Aufforderung, er erkannte im Laternenlichte den König sofort und präsentierte stramm.

Der König fragte nun: „Jetzt sage mir, mein Sohn, woran hast du mich erkannt?"

Die Antwort des Natursohnes der Wasserpolakei lautete prompt: „Am dicken Kopp!"

Der König, der ein Freund des Humors und selbst sehr witzig war, wurde von dieser drolligen Antwort ungemein erheitert und ging laut lachend an dem Posten vorüber. Die Königin Elisabeth, über das lange Ausbleiben des Gemahls beunruhigt, war diesem bis vor das Schloß entgegengegangen und fragte ihn, was ihn denn so sehr erheitert habe.

„Das sollst du gleich erfahren, liebes Kind," antwortete der König und bald danach wurde der Posten, dessen Ablösungszeit gekommen war, in die königlichen Gemächer befohlen, wo ihn der König in Gegenwart der Königin nochmals fragte, woran er ihn erkannt habe.

Wieder antwortete der Pole treuherzig: „Am dicken Kopp!"

Auch die Königin amüsierte sich darüber höchlich; der König aber ging zu seinem Schreibtische, nahm eine Anzahl Talerstücke und übergab diese dem Grenadier mit den Worten: „Hier, mein Sohn, hast du noch zehn von den Dickköppen!" C. T.

Der Vogelmann. — Man kann oft hören, das Großstadtleben schleife die Originalität der Menschen ab, und daher gäbe es auch in den Millionenstädten keine Originale mehr. Da aber jede Großstadt gar manches Viertel in sich schließt, das ganz das Wesen einer Kleinstadt trägt, da die großen Plätze, Anlagen und Parks dem Gehaben des Publi-

kums weiten Spielraum lassen, so sterben selbst in Paris die Straßenoriginale nicht aus. Ein solches Original ist der „Vogelmann", der nun schon seit mehr als zwanzig Jahren den Besuchern der Tuileriengärten eine vertraute



Ein Pariser Straßenoriginal: Der Vogelmann.

Erscheinung ist. Bei einigermaßen gutem Wetter verbringt der gutmütige Sonderling alle seine Nachmittage in diesen schönen Anlagen, indem er die dort sich aufhaltenden zahlreichen Sperlinge, Finken, Ammern u. s. w., die ihn längst kennen, füttert. Wenn er kommt, sind seine Rocktaschen ganz gefüllt mit Vogelfutter und Brotkrumen. Bald ist

er von hungrigen Vögeln umgeben, die ihren Gönner schon erwartet haben, und nun beginnt er, ihnen Futter zu streuen. Vor ihrem Freund haben die Vögel nicht die geringste Scheu, ja, er hat sie so gezähmt, daß sie ihm das Futter aus den Händen holen, wenn er es zwischen den Fingerspitzen emporhält. Der Mann geht dabei nur seinem Vergnügen nach. Er bettelt nicht und hat nichts zu verkaufen; aber Spaß macht es ihm freilich, wenn sein Treiben Zuschauer findet, und diese seinem vertrauten Verkehr mit seinen Pfleglingen Beifall spenden. J. P.

Eine Bierreise in alter Zeit. — Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte auf seinem Ritterschlosse bei dem Städtchen Königsberg in Franken ein adeliges Brüderpaar, Kurt und Hans v. Henning, welche einen wohlbegründeten Ruf als die größten Zecher ihrer Zeit genossen. Zu Pfingsten des Jahres 1399 — so berichtet eine thüringische Chronik — ritten sie, nur mit langen Bademänteln bekleidet, nach dem nahen Fluß, wo sie den Vormittag über sich durch ein Bad belustigten. Als sie hierauf wieder ihre Rosse bestiegen, machte Kurt, der nach dem Bade gewaltigen Durst verspürte, seinem ebenso gestimmten Bruder den Vorschlag, gleich im Badekostüm nach Koburg zu reiten, das durch sein gutes Bier weltberühmt war. Die beiden Herren jagten denn auch sofort davon. Mit lechzenden Gaumen ließen sich nach ihrem langen Ritt beide Ritter in der Herberge das Koburger Bier munden und beschlossen, des vortrefflichen Getränkes wegen, ihren Besuch noch auf die nächsten Tage auszudehnen. Nachdem sie fünf Tage lang in der Herberge geweilt und sich täglich „toll und voll" getrunken hatten, machte der Wirt Markwardt dem Rate der Stadt Koburg Anzeige von den seltenen Gästen, deren Zeche sich bereits sehr hoch belief. Die Ratsherren erschienen hierauf in der Herberge und fanden die Ritter in ihren Badekitteln wohlgemut bei ihrem Gelage, erhielten aber auf ihre Fragen nach Heimat und Stand der Fremden nur unklare Auskunft von den lallenden Zechern, die auch an den nächsten Tagen keine Anstalten zur Abreise machten. Der

Rat der Stadt entsendete endlich einen Boten nach Königsberg und ermittelte, daß die beiden Trinkgäste die Ritter Kurt und Hans v. Henning seien. Da man die Händelsucht der Adeligen in jener Zeit mit Recht fürchtete, so machten die Koburger gute Miene zum bösen Spiele und beschlossen, ihre ritterlichen Gäste mit neuen Gewändern zu versehen, bezahlten auch täglich ihre ansehnliche Bierzeche, bis sie endlich nach vollen vierzehn Tagen, des Trinkens müde, wieder zum Stadttor hinaus- und nach Hause zurückritten. C. T.

Viel Geld für nichts. — Daß jemand für ein falsches Geldstück, das er zufällig findet, tausend Mark in barem Golde erhalten sollte, und zwar auf ganz rechtmäßige Weise, ist schwer zu glauben. Und doch hat der berühmte Komponist der „Geisha", Sir Artur Sullivan, mit Vergnügen eine so hohe Summe für solch ein wertloses Ding gezahlt.

Er hatte für seine erste verkaufte Komposition unter anderen Münzen einen Schilling aus dem Jahre des Regierungsantritts der Königin Viktoria erhalten und war so überglücklich wegen dieses ersten Erfolges, daß er gar nicht böse war, als der eine Schilling sich nicht ausgeben ließ, weil er — unecht war. „Er soll mir zeitlebens als Talisman dienen, denn er hat mir Glück gebracht und wird mir auch fernerhin Glück bringen," sagte er.

Eines Tages indes verlor er seinen Talisman, nachdem er ihn zehn Jahre mit sich herumgetragen hatte. Sullivan war untröstlich. Er veröffentlichte seinen Verlust in den Zeitungen und bot erst zehn Pfund Sterling dafür, dann zwanzig Pfund, endlich fünfzig Pfund. Ganze sechs Wochen hindurch erreichte er aber damit weiter nichts, als daß alle Leute, die sich im unerwünschten Besitz eines falschen Schillings befanden, sich bei Sullivan meldeten.

Schon war der Musiker nahe daran, die Hoffnung auf Wiedererlangung seines „Talismans" aufzugeben, als sich ein ehemaliger Fährmann einstellte, der das schmerzlich vermißte Nichts wirklich gefunden hatte und nun seine fünfzig

Pfund (= 1000 Mark) dafür empfing, die den Lebensabend des alten Mannes vor Sorgen schützten.

Dieselbe Belohnung zahlte der indische Fürst Duleep Singh für einen ganz wertlosen kleinen Kompaß, den er an der Uhrkette getragen und verloren hatte, einem seiner Farmarbeiter, der so glücklich war, ihn aufzufinden.

Der doppelte Finderlohn fiel einem Polizisten in den Schoß, weil er einem Verlierer eine Flintenkugel zurückbrachte, die an sich nicht zehn Pfennig wert war. Der Verlierer aber war in diesem Falle der „Diamantenkönig" Markham, und der verlorene Gegenstand genoß bei ihm das Ansehen eines Amuletts. Er bestand, wie gesagt, in einer schlichten Flintenkugel, hatte aber im Krimkriege seinen Großvater, den damaligen Leutnant Markham, verwundet. Der alte Herr hatte das Erinnerungszeichen auf den Sohn, dieser auf den Enkel vererbt, der es auch im Übermaß seines Reichtums pietätvoll an der Uhrkette trug. Beim Jubiläum der Königin Viktoria hielt er sich in London auf, und da wurde ihm in dem ungeheuren Gedränge die ehrwürdige Kugel weggerissen. Am Tage darauf bot jede Zeitung der Hauptstadt Englands dem Wiederbringer des Kleinods fünfzig Pfund Belohnung, die auf hundert Pfund erhöht wurde, als nach Ablauf von drei Tagen der erste Aufruf keinen Erfolg gehabt hatte. Ein Polizist hatte das Glück, den unscheinbaren Gegenstand zwischen den Pflastersteinen eines Straßendammes zu entdecken. Als er ihn dem Eigentümer überbrachte, vergoß dieser buchstäblich Tränen der Freude darüber und war so entzückt, daß er die Pfunde in Guineen verwandelte, das heißt noch hundert Mark zu den zweitausend zulegte, und den überraschten Finder aufforderte, falls er sich je in Geldverlegenheit befinde, ihn aufzusuchen.

In noch ungleich größerem Mißverhältnis zum wirklichen Werte des Fundobjekts stand die Belohnung von 6000 Mark, die Baron Rothschild einmal auszahlte. Ihm war in Paris ein Hund weggelaufen, der alles andere eher war als eines so reichen Geldmannes würdig. Der Köter gehörte auch nicht ihm, sondern seinem kleinen Neffen, und

das Kind hing mit zärtlichster Liebe an dem ebenso gewöhnlichen wie anhänglichen Tiere. Es wollte sich in seinem lebhaften Kummer auch durch die kostspieligsten Hunde reinster Rasse nicht trösten lassen, die der gutherzige Onkel ihm als Ersatz für den Liebling zu kaufen versprach. Nun erschienen Inserate mit lächerlich hohen Angeboten in allen Pariser Zeitungen. Der genau beschriebene Hund wurde aber in ganz Paris nicht gefunden, denn er hatte sich seine Freiheit in der Weise zu nutze gemacht, daß er der schönen Seinestadt schleunigst den Rücken kehrte. Unbehelligt trieb er sich zehn Wochen lang im Lande umher, und die ausgebotenen Belohnungen steigerten sich bis auf 6000 Mark. Endlich kam er an der Küste des Atlantischen Meeres einem wohlhabenden Schiffseigentümer zu Gesichte. Dieser bemächtigte sich seiner und stellte ihn persönlich Rothschild zu. Die 6000 Mark Belohnung ließ er sich wohl auszahlen, verteilte sie aber unter drei Hospitäler. C. D.

Giftige Visitenkarten. — Ein Pariser Sammler, der zugleich ein eifriger Bonapartist ist, besitzt ein kleines Album, das nur Visitenkarten von Napoleon III. enthält. Der Kaiser pflegte allen Leuten, die ihm zu Neujahr gratulierten, seine Visitenkarte zu schicken. Die Karten aus dem Jahre 1868 sind von einer Weiße und einem Glanz, die sonderbar von den Karten aus den früheren und den späteren Jahren abstechen. Der Kartenlieferant der Tuilerien hatte damals dem Papier mittels einer Arsenikmischung eine besondere Politur gegeben. Nun geschah es aber, daß ein alter Soldat, der auch vom Kaiser eine Karte erhalten hatte, dadurch so gerührt wurde, daß er das Velinpapier an die Lippen drückte. Er bekam eine bösartige Entzündung, und der Arzt konstatierte eine leichte Arsenikvergiftung, die durch die kaiserliche Visitenkarte verursacht war. Man meldete die merkwürdige Geschichte dem Kaiser, der natürlich sofort die Anwendung der gefährlichen Politur untersagte. O. v. B.

Der sprechende Felsen. — Vor wenigen Jahren noch konnte man in Georgien am Eingange eines kleinen Dorfes, das dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, einen

ungeheuren Felsblock sehen, auf welchem die geheimnisvollen Worte standen: „Drehe mich um!“ Lange Zeit hatte — entweder aus leicht erklärlichem Mißtrauen oder weil der Stein nur schwer vom Fleck zu bringen war — niemand versucht, dem Befehl oder der Bitte zu gehorchen, die in der seltsamen Inschrift zum Ausdruck gelangte.

Eines Tages jedoch wollte ein leichtgläubigerer oder kühnerer Wanderer das angebliche Geheimnis ergründen, das unter diesem Block verborgen lag. Mit großer Mühe gelang es ihm endlich, den Felsblock vom Fleck zu rücken und umzudrehen. Doch anstatt des Schatzes, den er vielleicht erhofft, fand er auf der anderen Seite eine zweite Inschrift, die wenig schmeichelhaft lautete: „Jetzt drehe mich wieder um, damit ein anderer Dummkopf dasselbe tut wie du!“ L–n.

Schmeichelhaft. — Der berühmte französische Gelehrte Professor Pasteur hielt sich im Sommer 1897 in einem kleinen Dorfe der Normandie auf und wohnte bei einem Bauern, der immer einige Pariser Sommerfrischler beherbergte. Im nächsten Jahre erhielt Pasteur von dem Bauern einen Brief, worin ihn dieser bat, doch auch in diesem Sommer wieder zu ihm zu kommen.

Pasteur erwiderte darauf umgehend, daß er gern kommen wolle, doch müßten verschiedene Kleinigkeiten geändert werden, wenn er sich entschließen sollte, die Ferien wieder bei dem Bauern zuzubringen. Das Dienstmädchen, das ihn im vorigen Jahre bedient, hätte sich verschiedene Unhöflichkeiten zu Schulden kommen lassen, er wünsche also eine andere, und außerdem halte er die zu große Nähe des Schweinestalles neben den Wohngebäuden für gesundheitsschädlich.

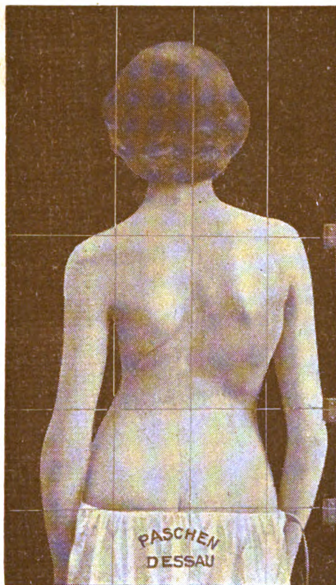
Auf diesen Brief Pasteurs sandte der Bauer sofort eine Antwort, die folgendermaßen lautete: „Die Dienstmagd ist fort, und seit die Pariser Gäste uns im letzten Jahr verlassen haben, haben wir keine Schweine mehr.“ L–n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

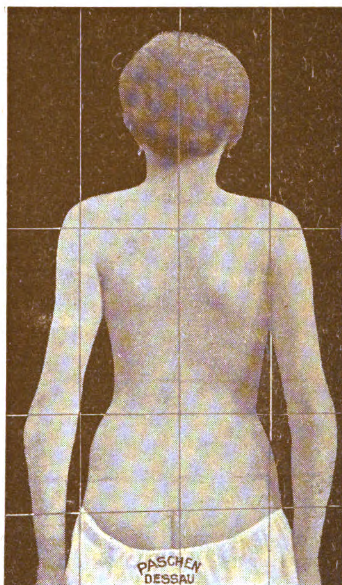
Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses Muster-Instituts längst in der wirksamsten Weise verbreitet. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche ꝛc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operationen, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbrett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder



Bei der Aufnahme.



Nach 10 Wochen Behandlung in der Anstalt.

Kurerfolg an einem an Rückgratverkrümmung leidenden Mädchen.

Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten ꝛc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren ꝛc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden.

